

KUNST'CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E. V.
HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
IM VERLAG HANS CARL / NÜRNBERG

8. Jahrgang

Mai 1955

Heft 5

ZUR METHODIK UND AUSWERTUNG VON GRABUNGEN IM BEREICH DER BAUKUNST DES MITTELALTERS

Bericht über die vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München veranstaltete
wissenschaftliche Arbeitstagung (3.—5. März 1955)

*Das nachfolgende Heft enthält die Résumés der während der Tagung gehaltenen Vor-
träge und Referate und gibt eine zusammenfassende Übersicht über die Diskussionen.*

VORTRÄGE UND DISKUSSIONEN AM 3. MÄRZ 1955

Eröffnungsansprache von L. H. Heydenreich

Auf dem Gebiet des Grabungswesens ist im letzten Jahrzehnt eine außerordentlich reiche Tätigkeit entfaltet worden. Sie hat bei den Fachleuten aller Länder in zunehmendem Maße den Wunsch geweckt, die hierbei gewonnenen vielfältigen Erfahrungen einmal gemeinsam unter bestimmten leitenden Gesichtspunkten zusammenfassend zu erörtern, zumal eine große Zahl bedeutender Ergebnisse noch unveröffentlicht und damit der allgemeinen Auswertung bisher unzugänglich geblieben sind.

Das Zentralinstitut hat die ihm übermittelte Anregung, eine wissenschaftliche Arbeitstagung über dieses Problemgebiet zu veranstalten, mit Freude aufgegriffen und sich bemüht, einen kleinen ausgewählten Kreis von Sachverständigen zusammenzurufen, um ihnen Gelegenheit zu geben, in Referaten und ausgedehnten Diskussionen die wesentlichsten Fragen des gesamten Themas behandeln zu können.

Wir danken Ihnen, daß Sie unserer Einladung Folge geleistet haben und begrüßen Sie auf das herzlichste. Ich darf diesen Anlaß unseres ersten Zusammentretens dazu benutzen, um noch denen, die uns geholfen haben, diese Tagung durchführen zu können, unseren aufrichtigen Dank zu sagen: zunächst dem Direktor des Französischen Instituts in München, M. Deshusses, ferner dem Bundesministerium des Innern und schließlich Herrn Dr. Rudolf Oetker in Bielefeld.

ÜBERSICHT ÜBER DIE WICHTIGSTEN GRABUNGEN IN EINZELNEN LÄNDERN

Belgien:

Seit dem Kriege hat die mittelalterliche Archäologie eine neue Blüte erlebt. Dieses Wiederaufleben ist vor allem der Tatsache zuzuschreiben, daß der Wiederaufbau der

zahlreichen stark beschädigten Stadtanlagen es ermöglicht, bei größeren Freilegungs- und Aufschüttungsarbeiten interessante historische und archäologische Feststellungen zu treffen. Vor allem waren es die Wiederherstellungen von Kirchenbauten, denen die Aufmerksamkeit der Archäologen galt. Die Bedeutung der gemachten Entdeckungen war derart, daß der Service des Fouilles des Musées Royaux d'Art et d'Histoire in Brüssel einen Plan zur systematischen Untersuchung der ältesten Kirchen Belgiens aufstellte. Dabei handelte es sich zunächst um die Ausnutzung der Restaurierungsarbeiten in den beschädigten Kirchen. So wurden systematische Grabungen in Nivelles, Muizen, Löwen, Kwaadmechelen, Torhout, Tournai, Kessel, Oostkerke u. a. vorgenommen. In mehreren anderen Fällen war ein Umbau der Ausgangspunkt einer genaueren Untersuchung: Fosse, Ocquier, Gerpinnes, Dourbes u. a. Bei einigen wenigen, leider sehr seltenen Fällen ging man einzig auf Grund des archäologischen und historischen Interesses der Anlage an die Ausgrabung: Koksijde, Ronse, Brügge.

Der folgende kurze Bericht beschränkt sich auf die Untersuchungen seit 1945, an denen ich selbst teilgenommen, oder die ich für den Service des Fouilles geleitet habe. Es sei übrigens erwähnt, daß über mehrere dieser Grabungen bereits Berichte veröffentlicht worden sind. Die Untersuchungen werden in chronologischer Reihenfolge angeführt:

1948/49: Ronse, St. Peter. Schon im 9. Jahrhundert Friedhof um eine primitive Kirche. Der romanische Bau gegen Ende des 11. Jahrhunderts: regelmäßige dreischiffige Anlage, Querschiff mit Vierungsturm und Nischen, quadratischer Chor mit Apside. Massiver Westturm.

1949: Muizen (Brabant), St. Lambertus. Ursprünglich kleine Holzkapelle, am Ende des 10. Jahrhunderts durch einen karolingischen Zentralbau nach dem Vorbild von Aachen ersetzt. Das Seitenschiff umgibt 16eckig das von acht im Oktogon aufgestellten Pfeilern getragene Mittelschiff. Kleiner halbrunder Chor, monumentaler Westbau mit nördlichem Treppenturm (Abb. 1b).

Koksijde (Westflandern), Abbaye des Dunes. Herrliches Beispiel der Zisterzienser-Architektur aus der Übergangsperiode zwischen romanischer und gotischer Kunst. Interessant vor allem die völlig aus Ziegeln ausgeführte Architekturdekoration.

1950/53: Nivelles (Brabant), Kollegiatskirche St. Gertrud. Eine der drei gegen Mitte des 7. Jahrhunderts gegründeten Kirchen. Ursprünglich ein mit dem Klosterbereich vereinigter Grabbau mit rechteckigem Grundriß. Alle Gräber dieser Epoche wurden systematisch zu einem unbestimmbaren, aber schon sehr frühen Zeitpunkt geleert. Ein wichtigeres Einzelgrab wurde an den Ostteil des ursprünglichen Baues gelegt und mit einem quadratischen Bauwerk umgeben. Eine halbrunde Confessio ersetzte später diesen ursprünglichen Chor, wobei der Zugang zum Grab durch zwei seitliche Eingänge in Form von Korridoren erfolgte. Diese verschiedenen Konstruktionen verteilen sich vom 7. bis zum 9. Jahrhundert. Im 9. Jahrhundert Ersetzung durch eine großartige Basilika, dreischiffig, ohne Querschiff und mit Atrium im Westen. Spätere Umbauten verändern und vergrößern den Bau, der einen monumentalen Vorbau und wahrscheinlich auch ein Querschiff erhält. 1046 der ganze karolingische Bau abgerissen, Neubau der romanischen Kirche.

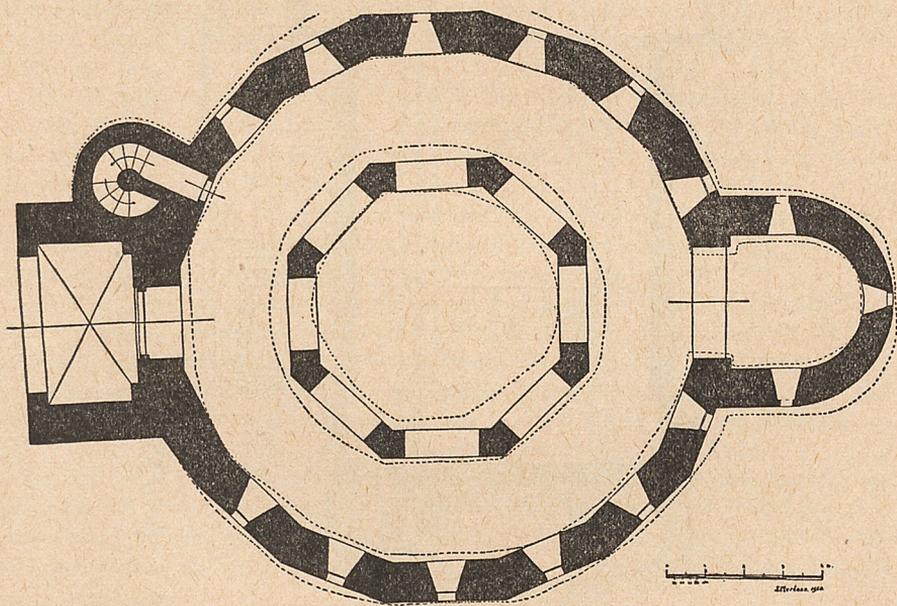
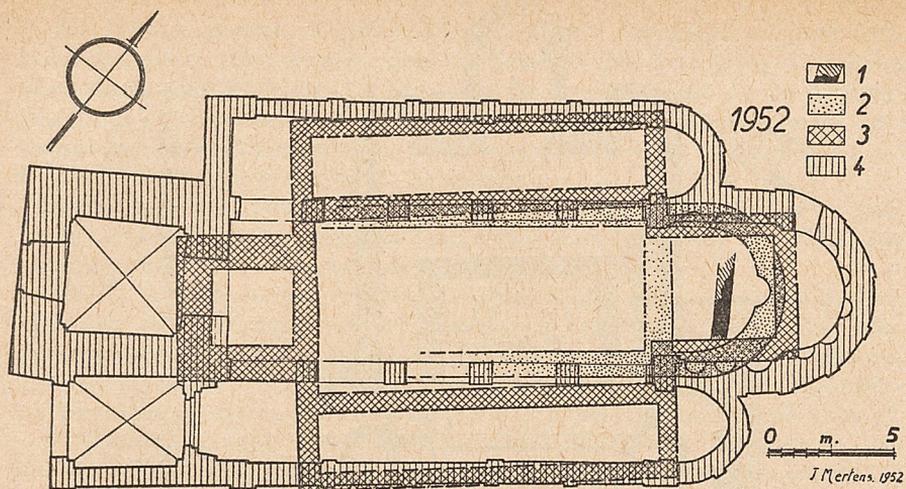


Abb. 1a Ocquier, S. Remacle. 1. älteste Mauerteile (römisch?), 2. vorkarolingisch, 3. karolingisch, 4. 12. Jahrhundert

Abb. 1b Muizen, S. Lambertus. Grundriß der karolingischen Kirche

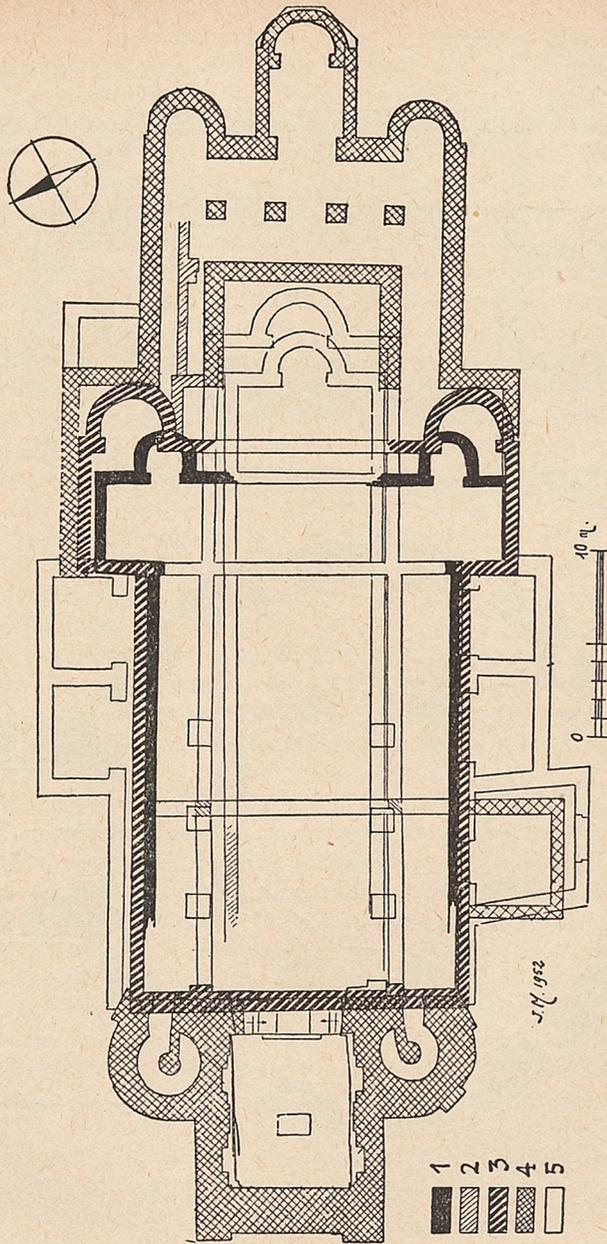


Abb. 2 Fosse, S. Feuillen. 1. erste karolingische Kirche, 2. Oratorium (12. Jhd.), 3. zweite karolingische Kirche, 4. Anbauten des 12. Jahrhunderts, 5. Schiff von 1773

1951: Leefdaal (Brabant), Kapelle S. Véron. Noch im 9. Jahrhundert auf einem frühmittelalterlichen Friedhof errichtet, einige der Gräber — ohne Ausstattung — mit römischem Baumaterial; trapezförmiger Sarkophag des 8. Jahrhunderts. An die ursprüngliche Kirche — rechteckiges Schiff mit gerade geschlossenem Chorabschluss — im 10. Jahrhundert ein massiver Turm angefügt. Vergrößerung des Chors im 12. Jahrhundert und Umbau in dreischiffige Kirche im 13. Jahrhundert.

Dourbes (Namur), Saint-Servais. Friedhof des 9. Jahrhunderts, auf dem in 10. Jahrhundert eine Kirche mit rechteckigem Schiff erbaut wird. Im 13. und 14. Jahrhundert verändert. Gotischer Chor im 16. Jahrhundert.

1951/52: Fosse (Namur), S. Feuillen. Die erste Kirche, eine karolingische Basilika, am Anfang des 9. Jahrhunderts an der Stelle eines im 7. Jahrhundert von irischen Mönchen errichteten Klosters. Auf Betreiben von Bischof Notger (Anf. 10. Jh.) Neubau auf dem gleichen basilikalen Plan. Vergrößerungen im 12. und 13. Jahrhundert durch Hinzufügung eines monumental Westbaues und eines Chores mit Außenkrypta (Abb. 2).

1952: Ocquier (Liège), S. Remacle. Romanischer Bau des 12. Jahrhunderts, dreischiffig, mit drei Chorapsiden. Massiver Westturm und seitliche Eingangshalle. Die Mittellapside im Inneren mit neun Nischen. Dem Bau gingen zwei andere Kirchen voraus, eine dreischiffige mit quadratischem Chor und Westturm; von der ursprünglichen Kapelle nur die Umrisse des halbrunden Chores mit einer Mittelnische wiedergefunden (Abb. 1a).

1952/53: Gerpennes (Hainaut), S. Michel. Im südlichen Querschiffarm Grab der heiligen Rolende (7. Jh.). Der erste Bau anscheinend bedeutender Wohnbau, später (10. oder 11. Jh.) als kleiner Sakralbau umgestaltet. Im 12. Jahrhundert romanische Kirche, dreischiffig mit Westbau.

1953: Kwaadmecheln (Limburg), St. Lambert. Unter Kirchen des 17. und 19. Jahrhunderts Reste eines romanischen Baues, einschiffig mit quadratischem Chor und halbkreisförmiger Apsis.

1953/54: Löwen (Brabant), S. Pierre. Unter dem gotischen Chor und Querschiff aus dem 15. Jahrhundert Reste von zwei romanischen Kirchen: die erste mit basilikalem Grundriß ohne Querschiff, die zweite auf dem gleichen Grundriß, aber erweitert und mit völlig umgewandeltem Chor. Die ursprüngliche Apsis durch Rundkrypta ersetzt mit Nischen im Osten und zwei seitlichen Eingängen; die Wölbung durch ein Oktogon aus acht Pfeilern getragen. Wahrscheinlich Mausoleum der Herren von Löwen.

Im Verlauf dieser Untersuchungen wurden an mehreren Stellen kleine Grabplatten gefunden, bei denen im allgemeinen der Text auf Fragmente römischer Ziegel gegraben worden ist: in Ronse ungefähr zehn aus dem 12. Jahrhundert; andere in Saint-Trond, Nivelles, Löwen und Gent.

Jozeff Mertens (Brüssel)

De u t s c h l a n d :

Die Grabungen, die in den 15 Jahren von 1938 bis 1953 im Gebiet der Bundesrepublik veröffentlicht wurden, haben uns die Kenntnis von rund 130 kirchlichen Bauwerken erschlossen. Die meisten davon fallen in die vorromanische und die romanische Periode; etwa die Hälfte dieser Kirchen wird mit vereinfachten Grundrißzeichnungen auf sechs

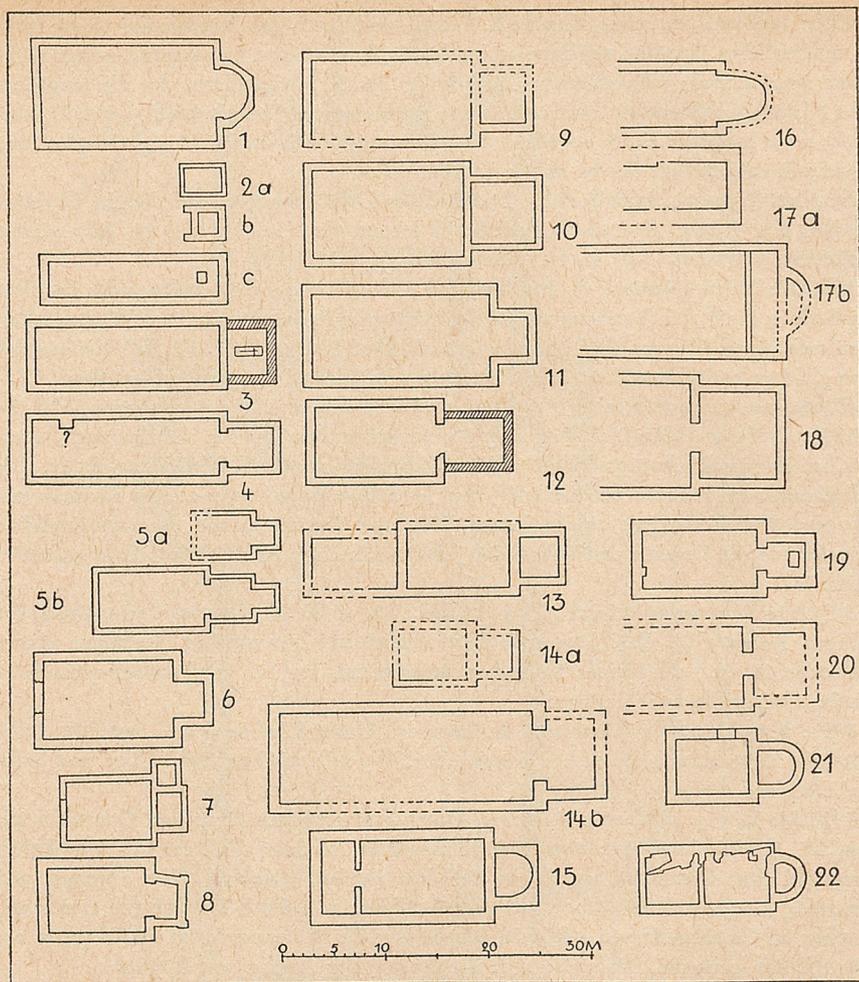


Abb. 3: 1. Metz, St. Peter auf der Zitadelle, spätrömisch 4. Jh. Nach Reusch (I 22). - 2. Mayen, St. Klemens, Daten ungewiß. a) Holzbau, b) 1. Steinbau, c) Saalkirche. Nach Röder, Germania 1951. - 3. Nyfels/Nivelles (Belgien), Stiftskirche St. Gertrud, Bau I, 7. Jh. Nach Mottart (II 65). - 4. Paderborn, Abdinghofkirche, Bau I um 770. Nach Thümmler (II 104). - Frühe Saalkirchen im Rheinland: 5. Millen, a) 10. Jh., b) 12. Jh. Nach P. J. Tholen (II 138). - 6. Tüddern. Nach P. A. Tholen. - 7. Orsbeck. Nach P. J. Tholen (II 138). - 8. Fraukirch bei Thür, 8. Jh. Nach Röder (II 142). - 9. Erkelenz, St. Lambertus. Nach P. A. Tholen (I 76). - 10. Birgelen. Nach P. J. Tholen (II 138). - 11. Waldfeucht. Desgl. - 12. Breberen, E. 9. Jh. Nach P. J. Tholen (I 73). - 13. Elberfeld, St. Laurentius. Bau I 10. Jh., Bau II (westliche Erweiterung) um 1100. Nach Hinz (II 278). - 14. Vilich, a) Bau I 7./8. Jh., b) Bau II 10. Jh. Nach Achter (I 106). - 15. Rommerskirchen, E. 9.-10. Jh. Nach Böhner (II 140). - Frühe Saalkirchen in Westfalen: 16. Bochum-Stiepel, nach 1008. Nach Thümmler (II 104). - 17. Hohensyburg, a) Bau I 799, b) Bau II um 1100. Nach Albrecht (II 145), vgl. auch Thümmler (II 104). - 18. Niederdornberg-Deppendorf, ehem. Stiftskirche in Müdehorst, 790/820. Nach Thümmler (II 104). - 19. Soest, St. Thomae, 9. Jh. (?). Nach Deus (II 145), vgl. auch Thümmler (II 104). - Verschiedene Landschaften: 20. Hersfeld, Pfarrkirche. Nach Lendle (II 281). - 21. Altstadt (Mähren), M. 9. Jh. Nach Preidel (II 153). - 22. Altstadt (Mähren), desgl.

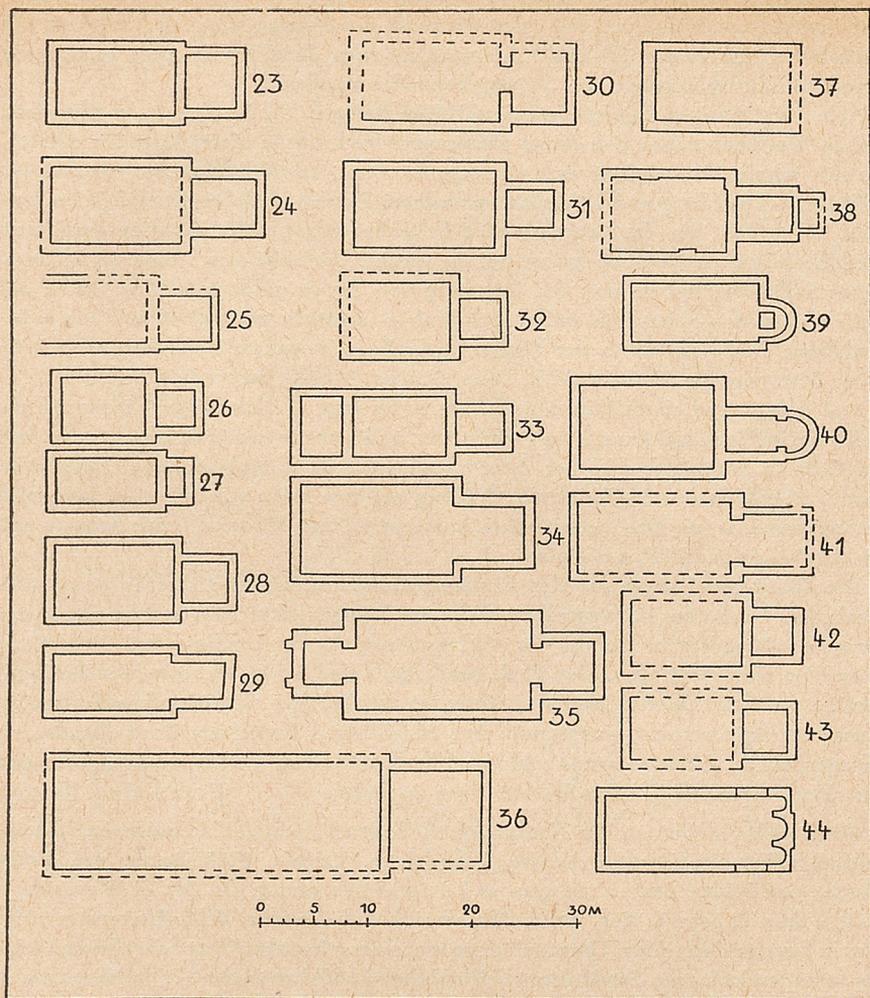


Abb. 4: Frühe Saalkirchen in den Niederlanden (soweit nicht anders genannt, nach Glazema [I 13]).
 23. St. Odilienberg. Nach Glazema (II 137). - 24. Afferden. - 25. Geisteren, 10. Jh. - 26. Swolgen. -
 27. Venlo St. Martin. - 28. Arcen. - 29. Blerik. - 30. Maasniel. - 31. Horst. - 32. Gennep. - 33. Beegden. -
 34. Sevenum. - 35. Eethen. Nach Halbertsma (II 276). - 36. Elst, Bau II, 10. Jh. Nach Ter Kuile (II 136). -
 37. Buggenum. - 38. Boxmeer. - 39. Broekhuizenvorst. - 40. Grubbenvorst. - 41. Echternach (Luxemburg),
 Klosterkirche 698/706. Nach Staud (II 143). - 42. Dourbes (Belgien), St. Servatius, 10./11. Jh. Nach Mer-
 tens (II 277). - 43. Mons-lez-Liége (Belgien). Nach Philippe (II 277). - 44. Oosterbeek (Niederlande),
 10. Jh. Nach Glazema (II 135).

Abbildungen vorgeführt und soll einen Überblick ermöglichen wie auch Vergleiche mit schon bekannten Bauten erleichtern, dagegen möchten diese Tafeln nicht als Aussage über Zusammengehörigkeit von Typen verstanden werden.

Abb. 3 und 4 zeigen die einfachen einschiffigen Anlagen. Die Grabungen im Rheinland und in Westfalen haben eine dichte schichtweise Verbreitung dieser Kapellen ergeben, die sich jenseits der heutigen Grenzen fortsetzt. Von den zahlreichen im benachbarten holländischen Limburg und Gelderland gemachten Funden ist daher ebenfalls eine Auswahl abgebildet. Aus dem angrenzenden belgischen Staatsgebiet kommen vereinzelt Beispiele hinzu, und weitere finden sich im großen Umkreise von Irland bis Mähren. Bevor Schlußfolgerungen über den Ursprung von Typen gezogen werden, müßte der weiteste Bereich — historisch und geographisch — erforscht sein, wobei auch die nichtkirchlichen Saal-Großbauten der Römerzeit (z. B. in Trier und Metz) und die christlichen Martyrien der Frühzeit (z. B. Bonn, Xanten, Mayen) zu beachten wären.

Auf Abb. 5 sind einschiffige Bauten vom 5. bis zum 11. Jahrhundert zusammengestellt, die im Grundriß kreuzförmig erscheinen, und zwar entweder infolge symmetrisch am Ostende angefügter seitlicher Annexräume oder durch Anlage eines Querschiffes. Zum Vergleich ist eine österreichische Grabung und eine Reihe von Schweizer Beispielen herangezogen, ferner zwei neuentdeckte Anlagen in Form des griechischen Kreuzes und die Kirche von Neustadt am Main.

Die Abb. 6 und 7 zeigen zunächst die neuerforschten rheinischen Dome: Trier aus spät-römischer, Worms aus merovingischer, Köln aus karolingischer Zeit. Sodann eine ganze Serie von Grundrissen, die auf der Verbreitungskarte der karolingischen Architektur Westfalen nicht mehr als weißen Fleck, sondern als eine der hervorragendsten Baulandschaften erweisen. Daneben sind die wichtigsten dreischiffigen Anlagen, die außerdem als Ganze ergraben wurden, eingetragen. Auf Abbildung 8 sind einige Zentralbauten zusammengestellt, deren Kenntnis erschlossen bzw. verändert wurde. Einzelangaben und Literaturhinweise sind in den Erläuterungen zu finden. Erich Kubach (Speyer)

Ostdeutsche Grabungen der Nachkriegszeit lieferten wichtige Ergebnisse im Rahmen umfangreicher Stadtkernforschungen (Magdeburg, Leipzig, Mühlhausen, vgl. Frühe Burgen und Städte, Beitr. z. Burgen- und Stadtkernforschung, Dt. Ak. d. Wissensch. z. Berlin, Schr. d. Sekt. f. Vor- und Frühgesch. Bd. 2 = Festschr. Wilh. Unverzagt 1954) und in kunstgeschichtlichen Untersuchungen einzelner mittelalterlicher Sakralbauten (eine besonders weiträumige Sonderform thüringischer Landkirchen des 12. Jahrhunderts in Jena, St. Michael und Weissensee; Atriumtürme des 11. Jahrhunderts und ein Turmquerriegel des 12. Jahrhunderts unter dem Stifterchor des Naumberger Doms, in der Hauptsache eine Bestätigung der Naumberger Beobachtungen Frankls in den *Mediaeval Studies* in Mem. of A. Kingsley Porter 1939; Krypta und Lettneranlage der Klosterkirche Wechselburg).

Im Dom von Halberstadt liefen Untersuchungen durch mehr als drei Jahre Hand in Hand mit denkmalpflegerischen Instandsetzungsarbeiten nach schweren Kriegszerstörungen. Um den karolingischen Gründungsbau mit Dreizellensanktuarium, unechtem Querhaus und gedrungenem Schiff gruppieren sich in der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts

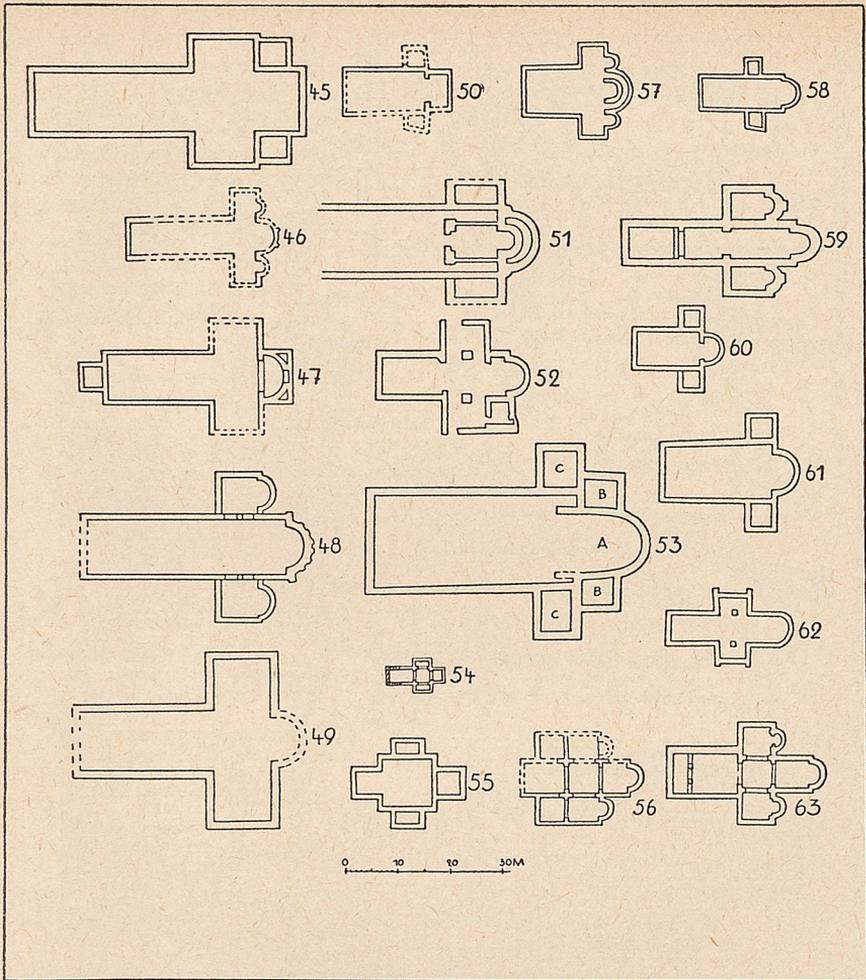


Abb. 5: *Einschiffige Kreuzkirchen*: 45. Trier, Liebfrauenkirche, 10. Jh. Nach Kempf (II 67; Kunstchronik 1953). - 46. Wetzlar, Stiftskirche, 897 gew. (?). Nach Feldtkeller (II 146). - 47. Rohr (Thüringen), St. Michael, 9./10. Jh. Nach A. Koch (I 67), vgl. auch E. Lehmann in: *Arte del primo millennio*, Turin 1953. - 48. Köln, Klosterkirche St. Pantaleon, vor 965. Nach der Rekonstruktion P. A. Tholens (I 50). - 49. Soest, St. Patrokus, vor 965. Nach Thümmler (I 152). - 50. Speyer, Stiftskirche St. German, Bau I um 480. Nach Kaiser (I 14). - 51. Dortmund, St. Reinoldi, Bau I 10. Jh. Nach Thümmler (II 104). - 52. Libitz (Mähren), Burgkapelle, 962/981. Nach Preidel (II 153). - 53. Genf, St. Gervais, drei Bauperioden 8.-10. Jh. Nach Blondel in: *Frühmittelalterl. Kunst, Olten und Lausanne 1954*, S. 300. - 54. Hornbach (Rheinpfalz), St. Fabian, 11. Jh. (westl. Verlängerung 12. Jh.). Nach Sprater (I 68). - 55. St. Gallen, St. Mang, karolingische Kirche. Nach Fiedter-Zollikofer (I 65). - 56. Neustadt/Main, 768/9. Nach Boeckelmann (II 154). - 57. Säben (Österreich, Osttirol), 6. Jh. Nach R. Egger in: *Frühmittelalterliche Kunst 1954*. - 58. Spiez (Schweiz), nach 765. Nach Sulzer und Heubach (II 152), vgl. Blondel a. a. O. - 59. Sursee (Schweiz), M. 9. Jh. Nach Blondel a. a. O. - 60. Romainmôtier (Schweiz), Bau I um 630 (?). Nach Naef, vgl. Blondel a. a. O. - 61. Romainmôtier, Bau II 753 gew., ebenda. - 62. Riehen (Schweiz), karolingischer Bau. Nach Belast und Reinhardt (I 66). - 63. Quertfurt (Niedersachsen), Burgkapelle, 11. Jh. Nach Giesau und Wäscher (I 159b und II 249).

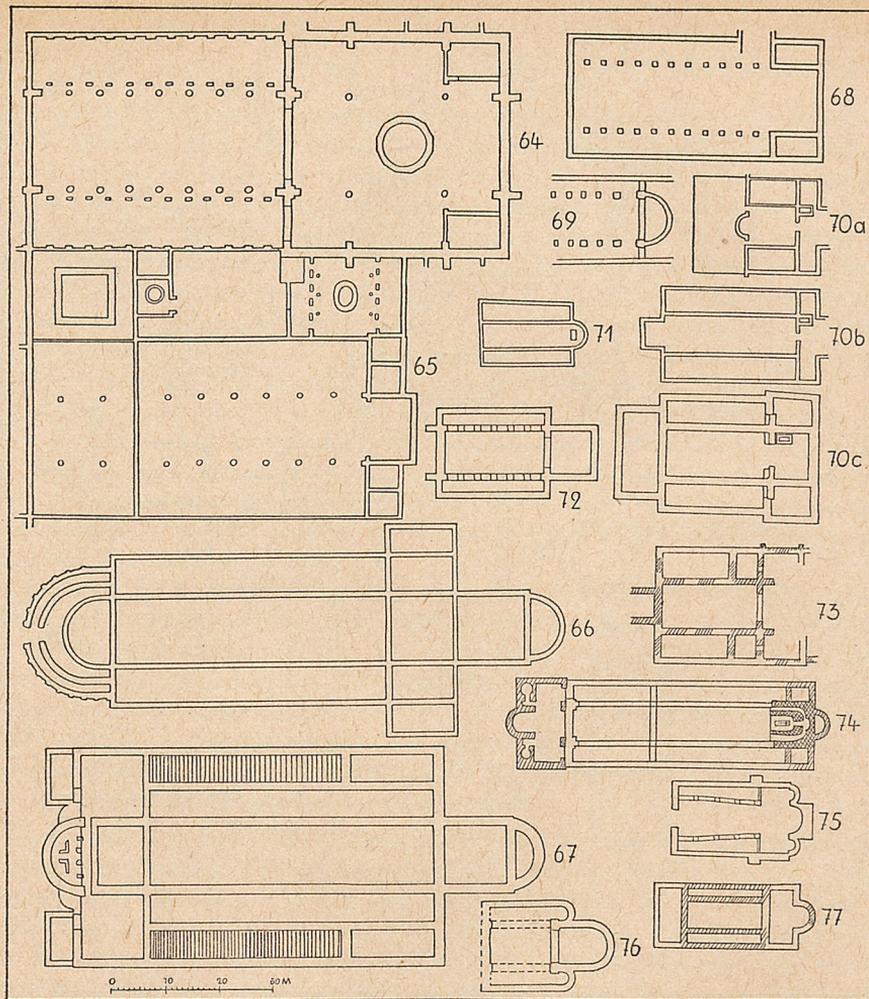


Abb. 6: Dreischiffige Kirchen: 64. Trier Nordkirche (Dom) und 65. Südkirche (später Liebfrauen) Zustand um 370/80. Nach Kempf (II 67: Germania 1951 und Kunstchronik 1953, vgl. auch I 20). - 66. Köln, Dom, Planung des frühen 9. Jh. und 67. Ausführung gegen 870. Nach Doppelfeld (II 95, vgl. auch I 48). - 68. Worms, Dom, 7. Jh. Nach Kautzsch (I 222). - 69. Köln, Damenstiftskirche St. Ursula, Bau II 4. Jh. Nach Doppelfeld (I 16b, vgl. auch II 61). - 70. Köln, Stiftskirche St. Severin. a) Bau II/III 4. und 6. Jh., b) Bau IV 7. Jh., c) Bau Vb 9. Jh. Nach Fremersdorf (II 60, vgl. auch I 16). - 71. Köln, St. Caesarius unter St. Georg, 5. Jh. Nach Doppelfeld (I 16a). - 72. Dieburg (Hessen), nach Behn 8. Jh. (II 111). - 73. Essen, Damenstiftskirche, 852/73. Nach Schäfer (II 97). - 74. Nyfels/Nivelles (Belgien), Damenstiftskirche St. Gertrud, Karolingischer Bau mit spätkarolingischem Westbau. Nach Mottart (II 65). - 75. Petersberg bei Gau-Odernheim (Rheinhesen), nach Behn 9. Jh. (II 110). - 76. Böckweiler (Saarland), 1. H. 9. Jh. Nach Keller (I 78). - 77. Hirsau, Klosterkirche St. Aurelius. Wohl um 830. Nach Schmidt (I 186 und II 114) Vorgänger des Baues um 830.

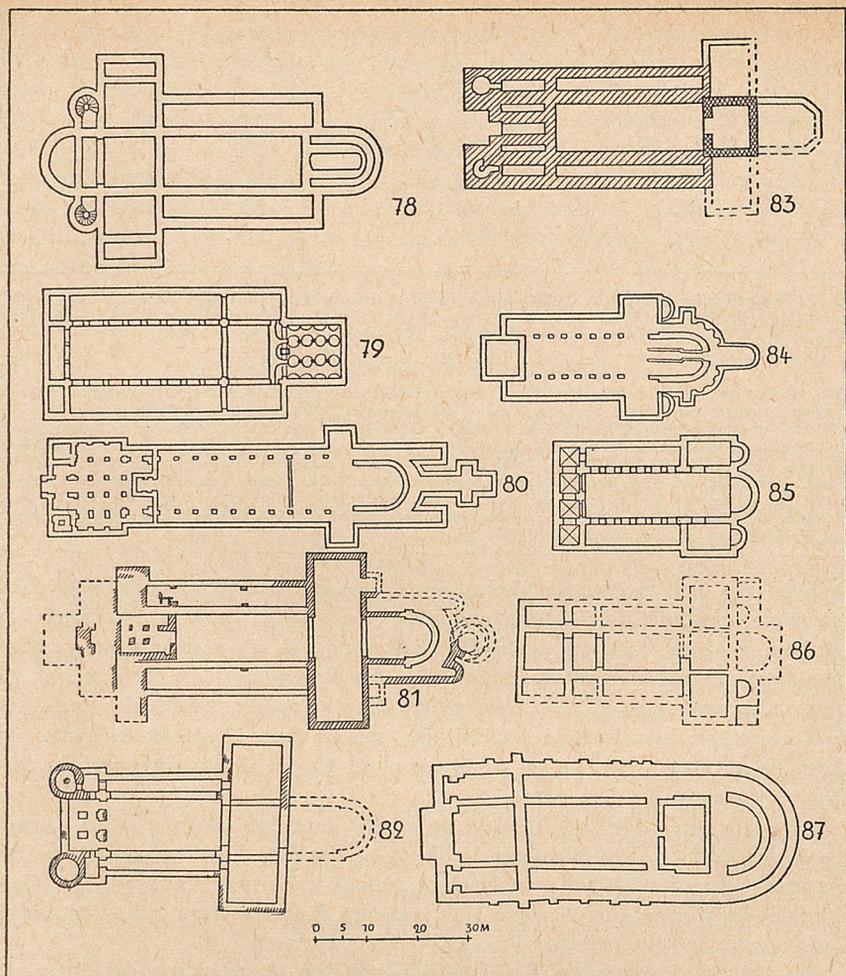


Abb. 7: Dreischiffige Kirchen: 78. Paderborn, Abdinghofkirche Bau II, 799 gew. Nach Ortman (siehe Thümmler II 104 und 102). - 79. Desgl. Bau III, 1016/31. Nach Thümmler (I 152). - 80. Korvey, Klosterkirche, 844 gew. mit Westwerk 873-85. Nach Esterhues (II 107). - 81. Hildesheim, Dom. Nach Bohland: Rundkapelle I 774/5, Rundkapelle II um 815; Altfrieddom 852/72 mit Westkrypta und 2 Türmen, dreitürmiger Westbau Godehards 1022/38, Langhaus Hezilos 1055/61, Ostapsis 1119/30 erneuert (Alt Hildesheim, Heft 25, 1954). - 82. Möllenbeck, Stiftskirche, nach Klessmann 10. Jh. (II 241). - 83. Minden, Dom. Chorviert wohl vom einschiffigen karoling. Bau um 800; Langhaus und Westwerk 952 gew.; Querschiff und Chorerweiterung 1072 gew. Nach Thümmler (II 105, vgl. auch II 104). - 84. Vreden, Stiftskirche, Zustand Ende des 9. Jh. Nach Winkelmann und Claussen (II 106). - 85. Herdecke/Ruhr, um 820. Nach Petermeise (I 52). - 86. Speyer, Stiftskirche St. German, Bau II Anfang des 11. Jh. Nach Kaiser (I 14). - 87. Lausanne (Schweiz), Kathedrale um 1000. Nach Verdier in: Frühmittelalterl Kunst 1954. Nicht maßstabgerecht.

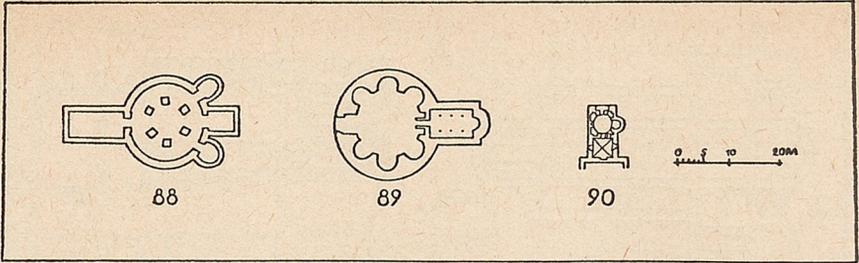


Abb. 8: Zentralbauten: 88. Trier, Zentralbau bei Liebfrauen, Ende 6., Anf. 7. Jh. Nach Kempf (II 67: Kunstchronik 1953). - 89. Würzburg, Marienveste, Marienkirche 7. Jh. Nach Röttger (II 91). - 90. Trier. St. Michael und St. Mauritius, 1088 gew. Nach Kempf (II 234).

ERLÄUTERUNG ZU DEN ABBILDUNGEN

Die Grundrisse sind hier durchweg ohne kritische Stellungnahme nach den meist vorläufigen Originalveröffentlichungen vereinfacht in Umzeichnung wiedergegeben. Wegen der notwendigen starken Verkleinerung mußte in vielen Fällen darauf verzichtet werden, Gesichertes und Ergänzendes zu unterscheiden. Die römischen Ziffern beziehen sich auf einen Literaturbericht, der einen Überblick über diese Veröffentlichungen gibt. (H. E. Kubach und A. Verbeek, Die vorromanische und romanische Baukunst in Mitteleuropa, Zeitschrift für Kunstgeschichte 1951, als I zitiert; Forts. ebenda für 1955 vorgesehen, als II zitiert. Die arabischen Ziffern sind die der Anmerkungen.) Die maßstäbliche Verkleinerung auf fotografischem Wege wird dem großen Entgegenkommen der Pfälzischen Landesbibliothek in Speyer verdankt, die Umzeichnungen fertigte Gertraude Glüer.

ein Sepulkral- und Taufbau im Westen, der Stiftsbezirk im Süden und das bischöfliche Cubiculum mit der Kirche Johann und Paul (vor 827) im Norden. Die Taufkirche geht bald in einem Westwerk der Basilika auf. Im Osten erhält sie eine neue größere Choranlage mit einem weit ausladenden Querhaus über dem älteren Sanktuarium, mit Chorquadrat und Apsis, die ein stollenartiger Umgang außen umzieht, der im Scheitel Eingänge in eine kreuzförmige Außenkrypta und in einen Kryptenstollen unter der Chormitte mit einer Grabcella vor der Ostwand des älteren Sanktuariums freigibt. Eine Weihe 859 beendet diese Arbeiten.

Nach 965 erneuern die Bischöfe Bernhard und Hildward den karolingischen Bau von Grund auf. Geringen Veränderungen im Osten — Kapellen am Umgang, ähnlich Corvey, und ein zweites Geschoß über Umgang und Außenkrypta (Weihe 973) — folgen wichtigere im Westen: das Westwerk fällt und wird durch ein Westquerhaus und einen Westchor zwischen quadratischen Türmen (Weihe 993) ersetzt.

Nach 1060 wird die bischöfliche Pfalzkirche vor dem Nordquerhaus des Doms wieder aufgebaut, als gewölbter, vielleicht doppelgeschossiger Zentralbau, im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts der ganze Dom eingewölbt. Nach 1230 setzt der Neubau ein, der abschnittsweise, durch große Pausen unterbrochen, sich bis in das 15. Jahrhundert zieht, wieder, wie der Hildwardsche Dom, nicht viel mehr als eine renovatio des Vorgängers. Für die Baugeschichte des gotischen Doms bestätigen die Grabungen ungefähr die letzten Feststellungen Giesaus („Deutsche Bauten“ 1929). Friedrich Bellmann (Halle)

Frankreich:

Frankreich ist für die Verwaltung seiner antiken Denkmäler in 19 Bezirke eingeteilt, deren Direktoren für Monumente aus der Zeit bis zum 9. Jahrhundert zuständig sind.

Für alle späteren Epochen haben die leitenden Architekturen der Monuments Historiques die Leitung oder Überwachung von Grabungen, zumal da mittelalterliche Grabungen meist Arbeiten in den Bauwerken bedingen. Die Pläne werden von der „Section des fouilles et antiquités classiques“ der „Commission supérieure des Monuments historiques“ geprüft, der Mediävisten mit beratender Stimme angehören. Die Zusammenarbeit zwischen Archäologen der verschiedenen Epochen ergibt sich in Frankreich schon aus praktischen Gründen, denn kaum ein mittelalterliches Bauwerk ist nicht auf den Resten älterer Bauten errichtet, und sie hat auf dem Gebiet der mittelalterlichen Grabungen zu ausgezeichneten Resultaten geführt.

1945 wurden fünfzig Grabungen in Angriff genommen, 1955 zwanzig, also siebzig in 10 Jahren. Diese Ziffern sind natürlich niedriger als die der antiken Grabungen. Gründe: 1. Personalproblem, 2. Finanzproblem, 3. Behinderung des Gottesdienstes in den benutzten Kirchen durch Ausgrabungen.

Personalproblem: Für die antiken Denkmäler stehen in den französischen Instituten in Rom und Athen ausgebildete Archäologen zur Verfügung. Für mittelalterliche Grabungen wird zwar an einigen Stellen (Institut d'Art et d'Archéologie de Paris, École Nationale des Chartes) Unterricht erteilt, doch besitzen diese Institutionen keine Möglichkeiten der praktischen Ausbildung. Die Mediävisten müssen sich also selbst schulen. Eine wichtige Hilfe stellen zwar die leitenden Architekten der Monuments Historiques dar; doch sind diese augenblicklich zu stark durch ihre Hauptaufgabe, die Erhaltung, bzw. im Falle von Kriegsschäden die Wiederherstellung der Kunstdenkmäler in Anspruch genommen, um sich rein archäologischen Untersuchungen widmen zu können. Die geplanten Grabungsarbeiten sind daher oft davon abhängig, daß ein zuständiger Archäologe zur Verfügung steht, um die Grabung an Ort und Stelle laufend verfolgen zu können.

Finanzproblem: Dadurch, daß die mittelalterlichen Grabungen zumeist in Baudenkmalern unternommen werden (Vorsichtsmaßnahmen während der Arbeiten, Wiederherstellung des Bauwerkes oder endgültige Festlegung der Grabung), entstehen besonders hohe Kosten. Die Sicherungsarbeiten der karolingischen Reste von S. Denis haben 14 Millionen Francs gekostet, die Tieferlegung des Fußbodens von La Charité sur Loire zur Wiedergewinnung des romanischen Fußbodens beläuft sich auf 17 Millionen Francs.

Teilweise oder völlige Behinderung des Gottesdienstes: Als Beispiel für eine hierdurch besonders erschwerte Grabung sei auf S. Denis, S. Maurice in Vienne, S. Leud'Esserent, verwiesen, wobei noch besonders von den Schäden an den Orgeln zu reden wäre (S. Denis).

Trotz dieser Schwierigkeiten sind siebzig Grabungen in Angriff genommen worden, wobei natürlich die Ausgrabungen von merovingischen oder karolingischen Grabfeldern außerhalb der Bauwerke (Mouchan, S. Martin du Fresne, Lyon, Champonost, Langon, Attigny, Chambley, Peyrolles, Choisy au Bac, Isle Aumont, Curtil sous Burnand, Pierre Perthuis, Guitrancourt, Noeux les Mines, Varangeville usw.) sowie die Ausgrabungen von Befestigungen (La Hague Dike [Beaumont Hague], Viking, Senlis, Beauvais) oder von verschwundenen oder in ruinösen Bauwerken zur Festlegung des Grundrisses

(Martres-Tolosanne, Albia, S. Honorat in Arles, Zisterzienserkloster von Mortemer, Brive) keine der genannten Schwierigkeiten ergeben.

Die Kriegsschäden haben zahlreiche Wiederstellungsarbeiten bedingt, und es lag nahe, diese Bauarbeiten zur Durchführung methodischer wissenschaftlicher Untersuchungen auszunutzen. Zufällige Entdeckungen haben bisweilen zu systematischen Grabungen geführt (Lonlay l'Abbaye, S. Leu-d'Esserent, Kathedrale von Nevers, Kathedrale von Rouen, Kirche S. Etienne in Straßburg, Kirche S. Désir in Lisieux usw.). Über diese günstigen Umstände hinaus sind mittelalterliche Grabungen auch durchgeführt worden, wenn ein besonderes wissenschaftliches Interesse sie erforderte. In diesem Falle war es immer ein berufener Archäologe, der auf die Bedeutung hinwies und um die Leitung ersuchte (S. Denis, Bourges, Vaison, Baptisterium von Valence, S. Maurice in Vienne, Krypta der Templerkirche von S. Raphael, Charroux, Ste-Croix der Charité s/Loire, Krypta Ste-Blandine in Bourges, Ligugé, Cluny usw.).

Zu den mittelalterlichen Grabungen im eigentlichen Sinne müßte man auch noch die Entdeckungen von Wandmalereien hinzufügen. Im Laufe der letzten 10 Jahre sind fast achtzig Wandmalereien freigelegt worden, besonders in der alten Diözese von Comminges (S. Plancard, Montsaunes, S. Aventin, S. Pé d'Ardet, Cazeaux).

In Zukunft werden die mittelalterlichen Grabungen in dem Maße vermehrt werden können, als die leitenden Architekten der Monuments Historiques weniger durch die Restaurierung der Kriegsschäden in Anspruch genommen sind. Nächste Projekte: Kirche von S. Pierre-aux-Nonnains (Metz), S. Paul-S. George in Narbonne, Bourges, Roquecourbe, Morimond usw. Die Anstrengungen dieser letzten 10 Jahre erscheinen besonders verdienstvoll, wenn man in Betracht zieht, daß auch an prähistorische und antike Grabungen bedeutende Kredite gegeben worden sind, die nicht gekürzt werden konnten. Frankreich trägt so zu einem bedeutenden Teil zur Erkenntnis jener zehn Jahrhunderte der Geschichte bei, die die folgenreichsten für unsere Kultur gewesen sind.

Italien:

Robert Brichtet (Paris)

Es ist nicht leicht, die Ergebnisse der jüngsten Ausgrabungen in den nach Entstehungs-ort und -zeit so verschiedenen mittelalterlichen Kirchen Italiens in einen organischen Zusammenhang zu bringen, weil sowohl die Art der Funde als auch ihre Bedeutung für die Denkmäler, in deren Bereich sie zu Tage traten, schwanken. Deshalb ist hier einfach die Gliederung nach Landschaften durchgeführt; die Aufzählung beginnt im Norden und schreitet nach Süden fort.

Piemont: Im Zuge der Restauration des Jahres 1950 zeigte sich, daß der Bau von S. Massimo in Collegno bei Turin auf Resten einer größeren Basilika aus spätrömischer Zeit errichtet wurde.

Ligurien: Die von Sopr. Ceschi in S. Stefano in Genua durchgeführten Restaurationen haben das Vorhandensein einer Krypta zu erkennen gegeben; jetzt fand der Architekt Trinci unter der zweischiffigen romanischen Kirche in Brugnato (Prov. La Spezia) zwei seitlich aneinandergrenzende Räume, beide mit Apsiden und eine mit einem Altar (Abb. 9).

Reicher ist das Bild in der *Lombardei*. Die jüngste Aufnahme der Krypta und der übrigen Reste von S. Giovanni in Conca zu Mailand brachte Klarheit über die ver-

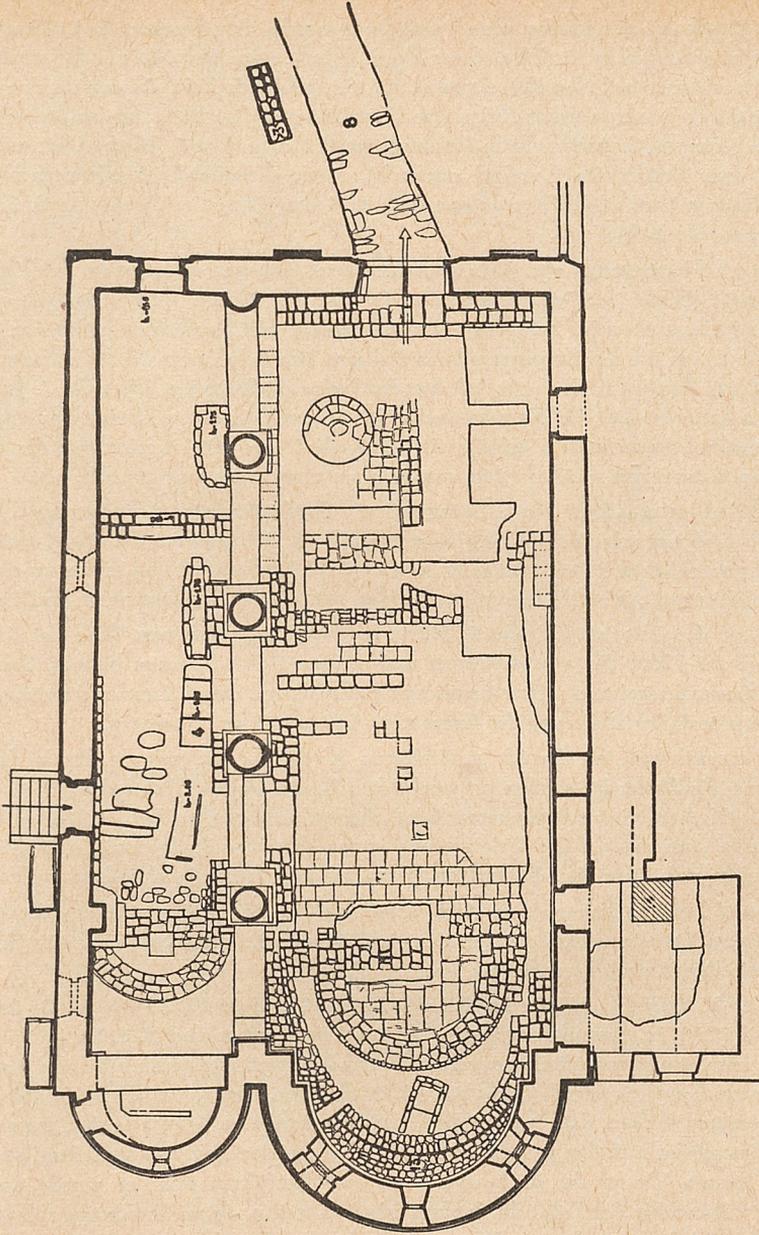


Abb. 9: Brugnato, Kathedrale. Plan der unter dem romanischen Bau gefundenen Reste (Plan: Arch. Trinci, aus einer demnächst erscheinenden Veröffentlichung im „Giornale storico della Lunigiana“)

schiedenen Bauphasen der Kirche, die oft umgebaut wurde, doch immer auf der Grundanlage der ursprünglichen Basilika, einer einschiffigen, etwa um 600 zu datierenden Anlage. Unter dieser befinden sich einige Reste aus römischer Zeit. Zu erwähnen sind ferner eine durch Bombardement freigelegte Kapelle unter dem Portikus des Bramante auf der Südseite von S. Ambrogio in Mailand, die vielleicht dem 8. Jahrhundert angehört (von dem Architekten Reggiori ermittelt), sowie die allerdings mit negativem Ergebnis durchgeführten Nachforschungen nach dem ursprünglichen Altar von S. Simpliciano, ebenfalls in Mailand.

Bei dem 1953 begonnenen und jetzt abgeschlossenen Arbeiten in S. Maria del Tiglio in Gravedona (Comer See) wurde der Grundriß einer früheren Taufkirche mit drei Apsiden und einem etwa im Zentrum stehenden achteckigen Taufbecken gefunden; die Anlage erinnert an die des Baptisteriums in Poitiers. Die Reste eines Fußbodenmosaiks gestatteten, den Bau ins Ende des 6. Jahrhunderts oder in die ersten Jahre des 7. Jahrhunderts zu datieren. Der für die romanische Zeit (der der heute bestehende Bau angehört) ungewöhnliche Grundriß erklärt sich nunmehr durch das Beibehalten des ursprünglichen Grundrisses, der von dem romanischen ummantelt wurde (Abb. 10a).

Die 1948/49 gelegentlich von Restaurationen durchgeführten Ausgrabungen des Architekten Reggiori erlauben in Verbindung mit alten Dokumenten die ursprüngliche Anlage des romanischen Baptisteriums in Varese (8./9. Jahrhundert) zu rekonstruieren: gestrecktes Hexagon mit Halbkreisapsis und einem achteckigen Taufbecken in der Mitte.

Im Verlauf der Restauration von S. Maria in Castel Seprio kamen Teile des Fußbodenbelags ans Licht, der aus schwarzen und weißen Sechseckplatten besteht. Seiner zeitlichen Bestimmung ist so weiter Spielraum gelassen, daß dieser Fund nicht geeignet ist, die Frage nach der Datierung des Baues einer Lösung näher zu bringen.

In der romanischen, im Barock veränderten Kirche S. Gervasio in Pavia fand Dr. Panazza die Reste des großen ursprünglichen Baues des 5. Jahrhunderts. Bei den von dem Architekten Aschieri geleiteten Wiederherstellungsarbeiten in S. Maria in Betlem zu Pavia kam eine in der Orientierung etwas abweichende frühere, doch wahrscheinlich nicht viel ältere Kapelle aus den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts zu Tage.

Veneto und Istrien: Die von dem Architekten Forlati durchgeführten Ausgrabungen in S. Marco zu Venedig erbrachten den Beweis, daß auch die ursprüngliche, im 9. Jahrhundert geweihte Anlage kreuzförmig war.

Unter der Bozener Pfarrkirche fanden sich Mauerzüge einer Kirche des 5.—6. Jahrhunderts, die Dr. N. Rasmus untersucht hat. Im Presbiterium von S. Sofia in Padua wurde ein sehr bemerkenswerter monumentaler Baukomplex mit einem größeren Raum zwischen zwei Kapellen ergraben (Abb. 10c). Nach Sopr. Franco kann auf Grund des Fundes vermutet werden, daß in einer mittleren Bauphase eine Krypta vorhanden war. Dieser selbst scheint auf den ursprünglichen Kirchenbau der Zeit zwischen dem ersten und dem letzten Viertel des 6. Jahrhunderts zurückzuführen sein; er wurde durch Agilulf zerstört und in der Folge durch einen Neubau ersetzt, dessen Errichtung sich vom Ende des 10. Jahrhunderts bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts hinzog.

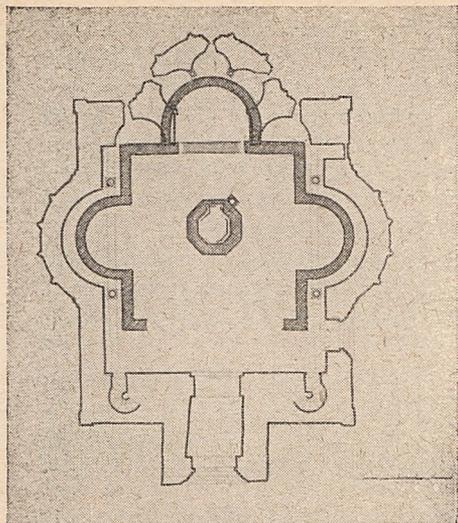


Abb. 10a: Gravedona, S. Maria del Tiglio. Grundriß mit dem älteren Baptisterium (Arch. Cl. Bernasconi)

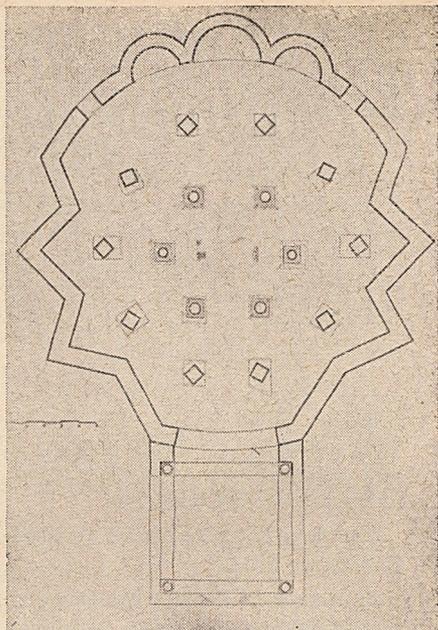


Abb. 10b. Benevent, S. Sofia. Grundriß der ursprünglichen Kirche. (Arch. A. Rusconi)

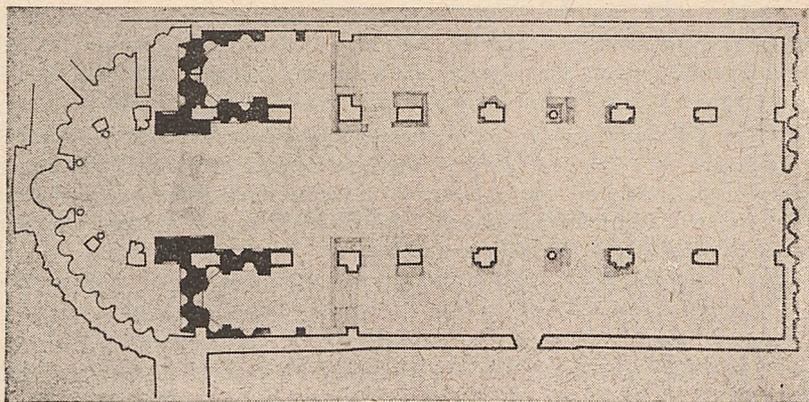


Abb. 10c Padua, S. Sofia. Plan mit den unter dem romanischen Bau gefundenen Resten (schwarz). (Prof. Arch. Fausto Franco)

Abb. 10a—c sind Vorabdrucke aus in Gang befindlichen Publikationen

Der Wiederaufbau der durch Bombardement halberstörten Kirche S. Giovanni Evangelista in Ravenna gab Gelegenheit zur Freilegung großer Teile der Fußbodenmosaikens aus dem Duecento sowie eines früheren Bodenmosaiks. Die zur Klärung der brennendsten Probleme des Baudenkmal angestrengten Ausgrabungen haben die Beschaffenheit der das Schiff und den ursprünglichen Narthex voneinander trennenden Mauer genauer bestimmen können, wodurch die interessante Hypothese hinfällig wurde, daß dort eine Kolonnade gewesen sei, von der man dann bei der Verlängerung des Schiffes in den vom ursprünglichen Narthex eingenommenen Raum Teile wiederbenutzt hätte.

Marken: Die nach dem Krieg von Sopr. Pacini besorgte Restauration der Kathedrale S. Ciriaco in Ancona hat ergeben, daß sich unter der heutigen Kathedrale Reste einer frühchristlichen Anlage des 5.—6. Jahrhunderts befinden, die ihrerseits an der Stelle eines Tempels errichtet wurde.

Toskana: Die Untersuchungen in S. Felicita zu Florenz und in der Pfarrkirche S. Pancrazio in Sestino wurden abgeschlossen. In S. Frediano in Lucca sind Ausgrabungen in Gang gekommen (Sopr. Sanpaolesi), die ein römisches Bauwerk mit Marmor Pfeilern und eine christliche Anlage mit außen rechteckiger Apsis, vielleicht aus dem 7. Jahrhundert stammend, enthüllten.

Umbrien: Unter der Alten Kathedrale in Assisi kamen ikonographisch bemerkenswerte Fresken ans Licht.

In Rom förderten verschiedene Ausgrabungen im Bereich mittelalterlicher Kirchen hauptsächlich archäologische, christliche und auch heidnische Funde zu Tage. In S. Marco wurden viele Einzelheiten der beiden Kirchen, die der heutigen (unter der barocken Hülle noch die des 9. Jahrhunderts) vorausgingen, festgestellt.

Süditalien: In Montecassino konnten die Fundamente der vom hl. Benedikt errichteten Kirche und des von Abt Gisulfo im 9. Jahrhundert hinzugefügten Erweiterungsbauwerks freigelegt werden. Von größter Bedeutung sind die Ausgrabungen des Sopr. Rusconi unter S. Sofia in Benevent: sie brachten neben anderen frühchristlichen Anlagen die bizarre Anlage der langobardischen Kirche ans Licht (Abb. 10b).

Calabrien: Bei verschiedenen Nachforschungen stellte Sopr. Martelli die Grundrisse der Kathedrale von Cosenza (Apsidenanlage nach zisterziensischer Bauweise), der Abteikirche von Luzzi und von S. Demetrio in Caroni fest; ferner rekonstruierte er eine Gruppe von Kleinkirchen mit einer vorspringenden (Haupt-) Apsis und zwei in der Mauerstärke eingebetteten (Neben-) Apsiden.

Sardinien: Sopr. Delogu konnte bei der nach dem Kriege begonnenen und 1952 abgeschlossenen Restauration von S. Saturno in Cagliari die ursprüngliche Anlage des wahrscheinlich dem 6. Jahrhundert angehörenden Martyriums klären; es hatte einen kuppelüberwölbten Mittelraum, von dem vier einschiffige, gewölbte Arme ausstrahlen sollten; wie es scheint wurde aber nur einer, der östliche, ausgeführt. Was von dem Bau noch bestand, wurde den Mönchen von St. Viktor in Marseille übergeben und von diesen am Anfang des 12. Jahrhunderts als dreischiffige kreuzförmige Anlage wieder erstellt.

Luigi Crema (Mailand)

Schweiz:

Nach einer kurzen Darstellung der durch das Fehlen einer eidgenössischen Gesetzgebung und eines eigentlichen Landesamtes gekennzeichneten Lage der Denkmalpflege in der Schweiz sowie ihrer historisch und geographisch bedingten kunstgeschichtlichen Sonderstellung wurden zunächst die Resultate der an nicht allgemein zugänglichen Orten veröffentlichten Grabungen unter Nachweis der einschlägigen Literatur aufgezeigt.

Genf, merowingische Palastanlage. 4.—8. Jahrhundert.

Genf, frühe Kathedrale. Über römischen Resten dreischiffige, querschifflose Basilika des 5. Jahrhunderts in Spuren nachgewiesen. Wichtig der Grundriß der zweiten Kathedrale des frühen 6. Jahrhunderts: je zwei Pastophorien, breit-rechteckig und breit-oval, im Chor Confessio; Treppe in voller Breite ins Schiff hinab. Hinter dem Chor Rotunde mit innerem Säulenkranz, wahrscheinlich als Grabbau des Königs gedacht, unabhängig von der Kathedrale, erst viel später im Chorscheitel nach dieser hin geöffnet.

Lausanne, Grabungen unter der Kathedrale. Teile eines weiten römischen Castrums (gewölbte Säle); merowingischer Torbau mit Zwinger und zweiteiliger Pfalzkapelle. Karolingische Basilika mit 3 Apsiden und wahrscheinlich Westwerk (noch nicht Kathedrale, die damals östlich beim Schloß lag), darüber die romanische erste Kathedrale, mit nicht vorspringendem Querschiff und Chorumgang.

St.-Maurice, Kirchen. Erste Grabanlage 360—370; erste Kirche 5. Jahrhundert; Sigismund-Kathedrale ungefähr 515—520; vergrößert 674; Ende 9. Jahrhundert Ost- und Westchor mit Ringkrypten; Umbau 10. und 11. Jahrhundert; daneben Baptisterium 8. Jahrhundert; im Städtchen neuestens Kirche Notre-Dame sous-le-Bourg (siehe Referat A. Schmid).

Zürich, Fraumünsterkrypta. Unter der bekannten Gangkrypta, die nach bisheriger Annahme 874 in die Apsis und das Chor der Kapelle von 853 eingebaut wurde, hat E. Vogt ältere Anlagen nachgewiesen: Apsis eines vorkarolingischen Baues (unter dem westlichen Stollen der Gangkrypta), nach deren Niederlegung östlich davon eine zweite Apsis, auf der (nicht genau mit ihr übereinstimmend) die bis jetzt sichtbare Apsis steht, in die hinein die östliche Grabkammer der Gangkrypta gesetzt wurde.

Zillis, frübeste Kirchen. Karolingische Saalkirche (8. Jahrhundert) und ein rechteckiger Saal (um 500) mit freistehender Priesterbank sowie nördlich Annexen unter der romanischen Kirche nachgewiesen.

Disentis, Kuppelkrypta. In der östlichen der beiden Dreiapsidenkirchen als Teil einer älteren Anlage ein Rundraum mit Überkragungskuppel, eingebettet in einen mächtigen Block; in diesem östlich Lichtschacht. Das Grabrund (Reliquiar auf schmalem Stipes) vor dem Fensterschacht in Zusammenhang mit irischen Steinzellen, aber auch mit prähistorischen Rundhütten auf Graubündener Alpen.

Anschließend wurden neuere unpublizierte oder nur in Teilergebnissen vorliegende Grabungen behandelt, ebenfalls unter Namhaftmachung der bereits vorhandenen Literatur:

Riva San Vitale, Baptisterium. Achteckiges Taufhaus in quadratischem Baublock, am nächsten verwandt mit dem Baptisterium von Kalaat Semân und anderen östlichen

Anlagen. Ausgang in den später niedergelegten Umgang auf allen vier Seiten. Um oder vor 500 entstanden. Erster Umbau um 550: an Stelle der östlichen Türe winzige Apsis für die Kathedra. Zweite Apsis (mit Altar) rechteckig, im frühen 11. Jahrhundert große romanische Apsis. Derzeit Restaurierung durch Arch. F. Reggiori aus Mailand, noch nicht beendet. Isolierung des Kernbaues, der vorher zwischen der Sakristei der Kirche von 1754 und dem Pfarrhaus eingeklemmt war. In dieser Kirche jetzt Reste aus romanischer und vielleicht vorromanischer Zeit nachgewiesen, also am Platze der altchristlichen Basilika. Bei den Mauern des Umgangs des Baptisteriums keine zentralen Portale, wie bis jetzt angenommen, sondern in den Ecken kleine Türen, die sich im rechten Winkel gegenüberstehen; ungewöhnliche Disposition, nur liturgisch zu erklären (Baptisterium ursprünglich wohl arianisch, nach 500 katholisch). Gewölbe des Zentralraumes nicht frühmittelalterlich, sondern 16. Jahrhundert, Malereien des 11. Jahrhunderts konnten durch Freilegung erweitert werden; darunter Reste aus dem 6./7. Jahrhundert.

Münster-Müstair, Karolingische Klosterkirche. Ab 1947 Freilegung der gesamten Ausmalung der Kirche: Leben Jesu, Jüngstes Gericht, Leben des Täufers, der Apostelfürsten und des Stephanus in den drei Apsiden, alles vor 800, wahrscheinlich von lombardischen Meistern. Herbst 1954 Grabungen durchgeführt von W. Sulser und dem Referenten, unter Beteiligung von H. Claussen, Münster i. W.

Ergebnis: Definitiver Nachweis des schon von Zemp angenommenen südlichen Annexbaues. Die Portale zwischen der Kirche und diesen gangartigen hohen Räumen mit Apsisabschluß (weit vorne neben den Chorstufen gelegen) hatten keine Türflügel und sind an den Leibungen karolingisch ausgemalt. Ostabschluß des nördlichen Annexes um Stufen erhöht, aber kein Altar nachgewiesen. Die von seiner Apsis gegen Norden laufende Mauer und die an die portallose Westfassade der eigentlichen Kirche stoßende Trennmauer der beiden Kreuzgänge sind bestimmt nicht karolingisch, im Gegensatz zu früheren Annahmen; Nordwestecke der Kirche stand völlig frei. Problem: wie gelangten die Mönche in den Annex? Aufgabe dieser Nebenräume immer noch unklar, am ehesten eine Art Atrien für die beiden Mönchscho're, aber auch Devotionsräume; die 4 Meter hohen, ständig offenen Portale nach der Kirche hin lassen auch an Prozessionen denken. Im Friedhof südlich der Kirche Ecke eines frühen Bauwerkes nachgewiesen, das nicht ganz im rechten Winkel zu den jetzigen Bauten stand. Völlige Unklarheit über die Lage des karolingischen Klosters. Ostabschluß des Nordannexes (jetzt Sakristei) unter dem Verputz völlig ausgemalt, karolingisch. Winzige entsprechende Reste am Westende des nun gesicherten Südannexes in Spuren nachgewiesen.

Schaffhausen, früheste Bauten. Bei Anlaß der derzeitigen Münster-Restaurierung, bei der der Schreiber als künstlerischer und kunsthistorischer Berater mitwirkt, Freilegung der folgenden Anlage: östlich der ältesten Kirche, teilweise unter dem jetzigen Münster, ein rautenförmiger Hof, in dessen Nord- und Südecke je ein Tetrakonchos, der nördliche ganz nachgewiesen, vom südlichen im Heilkräutergarten des Klosters die westliche Apsis-seite seit 1927 bekannt, aber falsch gedeutet und früher nicht veröffentlicht. Maximaler Durchmesser dieser Kapellen 9 Meter. Bestimmt kein Baptisterium; Gräber nicht nachgewiesen (die Stifter waren in der Krypta des ersten Münsters und später im heutigen

Münster beigesetzt). Die Mauern des Rautenhofes hatten keinen Verteidigungscharakter, da die genannten Kapellen nur mit ihren inneren Apsiden in den Hof einspringen. Als Ostabschluß der merkwürdigen Anlage eine ältere Dreiapsiden-Kapelle, 1921 unter der jetzigen Annenkapelle nachgewiesen. Beschreibung der beiden Kleeblattkapellen und deren Architekten name urkundlich bekannt. Der Nellenburger Stifterherzog baut „prefiguratione atque adjutorio cujusdam Liutbaldi sui (sc. des Herzogs) fidelissimi presbyteris artis architectoriae satis consciis“ „capellas quoque in modum crucis per gyrum constructas secundum suum modulum“. Papst Leo IX. weiht 1049; erste Kirche geweiht 1064.

Wie gelangte man in den merkwürdigen Hof? Sicher nicht durch die Kirche. Ursprünglich vielleicht eine große Grabanlage geplant, mit westlichem Torbau. Idee preisgegeben und dafür Klostergründung? Für den Hof unbekannte östliche Vorbilder anzunehmen. In Mailand achteckiger Hof mit Mausoleum unter S. Vittore, 5. Jahrhundert. Parallelen zu den Kleeblattkapellen: Avolsheim im Elsaß (kurz vor 1000), Krakau und Prager Hradschin (beide um 1000).

Unter dem jetzigen, 1003 geweihten Allerheiligenmünster Fundamente eines nie vollendeten größeren Münsters, fünfschiffig, ohne vorspringendes Querschiff, mit halbrunder Apsis und gerade geschlossenen vier Chorkapellen. Um die Chorapsis herum merkwürdige technische Sicherung: schmale, ungefähr 70 cm breiter Hohlraum (darin nach keiner Seite hin im Verband zwei Mauerklötze) und dicke, doppelte Mauer. Von diesem Bau keinerlei Fragmente nachweisbar, wurde offenbar nie in die Höhe geführt, mit Ausnahme seiner Apsis, die für das jetzige Münster benützt wurde. Der zweite Bau war mit Wölbungen projektiert (ähnlich wie die 1019 begonnene Klosterkirche von Muri, Aargau, wo die Wölbung nie ausgeführt wurde). Der Hohlraum um die Apsis erinnert an spätantike Festungsbauten.

Linus Birchler (Zürich)

Seit zwei Jahrzehnten faßt man einige vor- und frühromanische Kirchen des Berner Oberlandes kunstgeschichtlich zu einer Gruppe zusammen: querschifflose Saalkirchen oder Pfeilerbasiliken von bescheidenen Dimensionen. Die wichtigsten unter ihnen — Amsoldingen, Spiez, Wimmis, Scherzligen und Einigen — werden heute übereinstimmend ins 10. und beginnende 11. Jahrhundert angesetzt. Als gemeinsamen Charakterzug weisen sie enge Beziehungen zur oberitalienischen Architektur auf: Lisenengliederung und Blendbogenfriese, Fensterformen und bei den aufwendigeren Bauten die Nischenreihe unter dem Dachansatz der Mittellapside finden sich sehr ähnlich an lombardischen Kirchenbauten um die Jahrtausendwende.

In Spiez (rest. 1941—1946) wurden nun unter der heutigen Anlage mit ihrer eigenartigen, bis heute singulären Krypta Fundamentzüge eines älteren, kleineren Kirchleins freigelegt, dessen Grundriß eine Saalkirche mit halbrunder Apsis und seitlichen Annexen zeigt. Zahlreiche Gräber mit Beigaben, zumeist aus dem frühen 8. Jahrhundert, beweisen, daß sich schon diese älteste Kirche inmitten eines frühmittelalterlichen Gräberfeldes erhob. Eine eng verwandte Situation ergab sich in Einigen. Auch hier trat innerhalb der kleinen Anlage des 10. Jahrhunderts eine noch kleinere ältere Zusage, wiederum ein Apsidensaal. An die südliche Langseite schloß sich ein sorgfältig aus Tuffsteinen ge-

maueres Grab mit einem erstbestatteten männlichen Skelett und mehreren Nachbestattungen. Die vorgefundene Gürtelschnalle erlaubt eine Datierung ins späte 7. oder beginnende 8. Jahrhundert. Die kräftige Ummauerung des Tuffgewändes hat wohl einen annexartigen Überbau getragen, durch den das Grab der Kirche inkorporiert wurde. Der entsprechende nördliche Annex kann vermutet, infolge des durch den Neubau des 10. Jahrhunderts an dieser Stelle stark gestörten Befundes aber nicht mehr mit Sicherheit belegt werden. Alle übrigen Bestattungen um die Kirche waren beigabenlos.

In Kleinhöchstetten lagen die Verhältnisse insofern besonders günstig, als die im vergangenen Jahr unternommenen Grabungen als wissenschaftliche Forschungsaufgabe ohne Zeitnot durchgeführt werden konnten. Langhaus und östlich anschließende halbrunde Apsis haben sich erhalten. Im Norden und Süden konnte ein annähernd quadratischer Anbau nachgewiesen werden, was den Bau ebenfalls der Gruppe der Saalkirchen mit seitlichen Annexen anschließt. Grabungen im Innern förderten die Fundamente eines kleineren Vorgängers in Form eines schlichten Apsidensaals zutage, der dem 8. Jahrhundert angehören dürfte. Auch hier wurde die älteste Anlage in ein bereits bestehendes Gräberfeld hineingebaut, dessen ältester Bestand durch einige bescheidene Kleinfunde ins späte 7. oder beginnende 8. Jahrhundert verwiesen wird.

Der Typus von Spiez I, Einigen I und Kleinhöchstetten II konnte in der Schweiz zum erstenmal durch die zu Beginn unseres Jahrhunderts ausgegrabene erste und zweite Kirche von Romainmôtier belegt werden. Die zunächst wenig zahlreiche Gruppe hat sich in den letzten Jahren rasch vergrößert, vor den Ausgrabungen, über die hier berichtet wird, zuletzt noch durch die 1951 ergrabene Kirche Notre-Dame sous-le-Bourg in St. Maurice. Sie gehört zu einem seit der Spätantike sehr verbreiteten Grundrißtyp, der heute von der Provence bis nach Franken und Niedersachsen nachgewiesen werden kann. Es kommen dabei sehr verschiedene Ausbildungen vor. Namentlich die Gestaltung der Annexe und ihrer Verbindung mit dem Hauptraum variiert. Er reicht von sakristeiartigen Gelassen, die als Prothesis und Diakonikon angesprochen wurden und offenbar durch Türen abgeschlossen waren, bis zu stattlichen Seitenräumen, die sich in einer großen Arkade (wie in Kleinhöchstetten) oder einem Doppelbogen nach dem Schiff hin öffneten und damit schon querschiffähnliche Form erhielten. Spätformen des 10. Jahrhunderts werden durch Apsiden wahrscheinlich sogar bereits als Altarräume legitimiert (Sursee). Über die räumliche Gestaltung der gesamten Ostpartie solcher Anlagen läßt sich, da die meisten nur in den Fundamenten gesichert sind, leider wenig Gewisses aussagen. Immerhin kann man nicht nur „abgeschnürte“ Querschiffe, sondern in einzelnen Fällen mit großer Wahrscheinlichkeit auch schon eine Überhöhung des zwischen diesen Flügeln liegenden Raumabschnitts durch eine Art (unechter) „Vierung“ erschließen.

Dies alles wirft die Frage nach der Funktion solcher Seitenräume auf. Sie ist in den wenigsten Fällen sicher zu entscheiden; es kann sich um eigentliche Sakristeien, um Sakralräume mit Altarstellen (Kapellen), selbst um Baptisterien gehandelt haben; die Verwendung als Grablege, gegebenenfalls Memorie, stand schon immer fest, erfuhr aber in Einigen eine willkommene Bestätigung.

Bei der Auswertung der an den hier kurz beschriebenen Kirchen gemachten archäolo-

gischen Feststellungen im Hinblick auf ihre chronologische Einordnung im Gesamtbild der frühmittelalterlichen Sakralbaukunst des Abendlandes ergibt sich ein interessantes Problem. Die historischen Quellen setzen bei den meisten erst spät ein. Nur bei Spiez und Scherzligen reichen sie weiter zurück: beide Kirchen erscheinen in einer zweifelhaften, aber im Kern sicher echten Urkunde des Bischofs Hetto von Straßburg, von 762. Für Spiez, Einigen und Scherzligen besteht zudem eine bis auf die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreichende fabelhafte chronikalische Überlieferung (Elogius Kiburgers, Kirchherrn von Einigen, sog. Strätlinger Chronik), nach welcher Einigen im 3. Jahrhundert gegründet worden sein soll. 933 wurde die Kirche neu erbaut, und gleichzeitig kam es angeblich zur Gründung von zwölf Tochterkirchen, darunter Spiez und Scherzligen; es handelt sich hierbei eben um die eingangs erwähnte Gruppe von Kirchen des Berner Oberlandes, von denen die in ihrer mittelalterlichen Gestalt erhaltenen so überzeugende Ähnlichkeiten aufweisen. Für die Datierung der frühmittelalterlichen Apsidensäule mit seitlichen Annexen in Spiez und Einigen ist natürlich die Straßburger Urkunde von 762 eine solide Stütze. Wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß sich bis jetzt sämtliche Anlagen, die diesen seiner Herkunft nach spätantiken Grundrißtypus vertreten, in der Schweiz außerhalb des eigentlichen alemannischen Siedlungsgebiets gefunden haben, so scheint mir auch darin ein verlässlicher Hinweis zu liegen, der den historischen, machtpolitischen und kirchlichen Verhältnissen im fränkisch-alemannischen Grenzgebiet entspricht.

Trotz des Fehlens eines Terminus ad quem ergänzen und stützen sich literarische Nachrichten und archäologische Feststellungen gegenseitig. Im chronikalischen Bericht des 15. Jahrhunderts hat sich bei aller Fabuliererei doch die Nachricht bestätigt, daß die erste Gründung von Einigen nicht erst ins 10. Jahrhundert fällt, sondern viel weiter zurückreicht.

Alfred A. Schmid (Freiburg/Schweiz)

DISKUSSION

Diskussionsleiter: Linus Birchler (Zürich)

Nach einigen einleitenden Worten *Galls*, in denen dieser vor allem auf die Wichtigkeit der Zweckbestimmung mittelalterlicher Kirchen — Domkirchen, Klosterkirchen, Pfarrkirchen usw. — hinweist, werden auf Vorschlag *Heydenreichs* zunächst Fragen zu den Referaten des Vormittags gestellt. *Hubert* beginnt mit einem Hinweis auf den von Schmid herangezogenen Bau von La Gayole und betont, daß es gerade bei dem im letzten Jahre stattgefundenen Kongreß für Frühchristliche Archäologie möglich gewesen sei, La Gayole nochmals zu überprüfen. Dabei hat es sich eindeutig ergeben, daß es sich hier heute um einen Bau des 10./11. Jahrhunderts handelt, dem sicherlich ein älterer Bau zugrundeliegt, dessen Entstehungszeit und Gestalt aber noch nicht mit Sicherheit auszumachen sind. *Crema* wirft dann das Problem auf, wie man sich die von Schmid behandelten Annexbauten im Aufriß vorzustellen habe, vor allem im Hinblick auf die Art ihrer Verbindung zum Hauptbau: offen oder geschlossen, Arkadenstellungen usw. *Dyggve* weist darauf hin, daß mit dieser Frage gleich ein methodisches Problem angeschnitten worden sei, nämlich das, wie weit man überhaupt aus den Fundamenten auf

den Aufriß schließen kann, vor allem bei nur ganz niedrigen erhaltenen Fundamenten. Er zählt eine Reihe von Faktoren auf, die man bei derartigen Rekonstruktionen heranziehen kann, wie die Proportionen oder die lokalen Baugewohnheiten, doch ist eine wirkliche Sicherheit nicht zu gewinnen. *Schmid* führt als Beispiel solcher Annexbauten noch St. Martin in Ilanz auf, ebenfalls mit zwei Zwischenstützen, wie aus den gefundenen Basen zu beweisen ist, als Parallelfall zu Riehen, ferner Brendlorenzen (Kreis Aschaffenburg) mit Doppelarkade. *Hubert* nennt mit S. Martin von Angers ein weiteres Beispiel für diesen Bautypus mit Annexen. Den Sinn der seitlichen Eingangshallen sieht er in ihrem sepulkralen Zweck und weist darauf hin, daß dieser Typus gerade in Gallien besonders häufig verwandt worden zu sein scheint, obgleich er natürlich, aus dem mittleren Orient kommend, über den ganzen christlichen Bereich verbreitet war (Spanien). Doch wurde er nirgends so systematisch entwickelt wie in Gallien, wo von Anfang an die seitlichen Gänge zur Anlage von Gräbern gebaut werden, während im Süden diese Anbauten wohl zunächst aus rein praktischen Gründen (Sonnenschutz) gebaut wurden. *Oettingers* Frage, ob sich außer hohen Türen oder Eingängen mit Säulen auch kleine Türen finden, wird von *Dyggve* und *Crema* verneint.

Müller stellt die Frage nach Öffnungen ins Freie bei den pastophorienartigen Annexräumen an einschiffigen Kirchen und führt auf die Verneinung *Schmids* hin aus, daß auch in dem Bau von Steinbach von 827, dessen pastophorienartige Nebenchöre vollständig ablesbar auch im aufgehenden Mauerwerk sind, keine Verbindung zum Seitenschiff besteht.

Böckelmann wendet die Diskussion wieder dem grundsätzlichen Problem der Rekonstruktion des Aufbaus aus dem Grundriß zu und zwar im Hinblick auf die Entscheidung: Basilika oder Saalkirche (Rekonstruktion des ersten Baues von Worms). *Dyggve* erläutert, daß man aus einem dreischiffigen, nur in den Fundamenten vorliegenden Plan fünf Lösungen für den Aufriß konstruieren könne, so daß hier wirklich Vorsicht geboten sei. *Schmid* kehrt zu dem von *Crema* aufgeworfenen Thema der Arkadenstellung in Annexen zurück und erörtert dann den Zweck der Annexbauten von Teurnia. Seiner Meinung, daß es sich hier um Sepulkralbauten gehandelt habe, wird von *Dyggve* widersprochen, der offene Portiken an den Längsseiten der Kirche vermutet. *Thümmler* betont, daß nach seiner Meinung nur vom Grundriß her nichts ausgesagt werden könne über die Art der Öffnung oder Schließung der Bauteile untereinander (ähnliche Situation bei Dortmund St. Reinoldi und Soest St. Patrokli). Verbeek schließt sich ihm unter Hinweis auf St. Pantaleon in Köln, wo auch die Arkade unsicher sei, an. *Oettinger* folgert, daß man sich also für den Aufriß nur an die erhaltenen oder eindeutig rekonstruierbaren Bauten halten kann und fragt, ob sich in bestimmten zeitlich oder örtlichen Gruppen ein Überwiegen bestimmter Formen feststellen läßt, was von *Dyggve* wegen der wenigen überhaupt vorhandenen Beispiele bezweifelt wird. *Kempff* erläutert, daß es doch eine Reihe von Argumenten gebe, die gewisse Schlüsse vom Grundriß auf den Aufriß zulassen, z. B. lasse größere Höhe der Annexräume auf Verbindung mit dem Kirchenraum schließen, während niedrige Räume wohl abgetrennt waren. Die Höhe der Mauern wiederum lasse sich aber bei einer Grabung aus der Bodenpressung ablesen, vor allem

bei verfeinerten Grabungsmethoden. Doch *Dyggve* führt an, daß in der Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit ein sehr erschwerendes Element für sichere Schlüsse liege. *Birchler* geht nochmals auf das Problem Basilika oder Halle ein und *Kempf* führt dazu auf eine Frage *Galls* die Situation am Trierer Dom vor, wo die Frage noch offen sei und es einer nochmaligen genauen Untersuchung der spätantiken Westwand bedürfe. Mit aller Wahrscheinlichkeit sei für den gratianischen Bau auf ein einheitliches Dach zu schließen, ohne daß der Mittelteil basilikal überhöht war; eine kleine Überhöhung (wie Saloniki St. Demetrius) sei möglich, jedoch ohne Fenster. Für die konstantinische Südkirche (heute Liebfrauen) sei allerdings gerade durch die Grabung eine Basilika gesichert: die Verstärkung der Fundamente um das Doppelte läßt den Schluß zu, daß das Mittelschiff auch um das Doppelte höher war als die Seitenschiffe. *Böckelmann* schlägt vor, angesichts dieser Tatsachen doch stets nur von dreischiffigen Anlagen zu sprechen. *Kubach* weist auf die Lemaire'sche Rekonstruktion der Kirche von Theux aus dem 12. Jahrhundert als flachgedeckte Halle hin, da hier auch von den erhaltenen quadratischen Pfeilern mit Rundbogen nicht auf einen Obergaden geschlossen werden könne.

Birchler geht dann auf die Bedeutung statischer Probleme für Rekonstruktionsfragen ein, wozu *Thümmler* auf die merkwürdige Situation bei der Abdinghofkirche in Paderborn verweist, dessen erster Bau bei einer Schiffslänge von 25 m und einer Breite von 6 m nur eine Mauerstärke von 50 cm habe, ohne Mörtel, so daß es vom Statischen her schwierig sei, sich das aufgehende Mauerwerk vorzustellen. Ähnliche Verhältnisse finden sich im Müdehorst bei Bielefeld, der Vorgängerkirche von Herford. Von verschiedenen Seiten werden ähnliche Beispiele unstatistischen Bauens beigebracht, und zwar im Mittelmeerraum, vor allem im Frühchristlichen (*Dyggve*), Neustadt/Main (*Böckelmann*), Belgien (*Mertens*), Seligenstadt und Steinbach (*Müller*), Payerne (*Schmid*). *Thümmler* geht auf die Widersprüche ein, die sich in dieser Hinsicht in der karolingischen Bauweise finden. *Mertens* macht darauf aufmerksam, daß häufig die Fundamente nicht dem darüber errichteten Bau entsprechen, manchmal ist das Aufgehende dicker, manchmal dünner.

Kempf weist auf die Sonderstellung Triers hin, wo sich auf Grund der starken antiken Tradition durchgehend eine gute Mauertechnik erhalten habe, die wohl statische Schlüsse zulasse. Allerdings sei schon in der Umgebung Triers die Situation anders. *Oettinger* führt österreichische Beispiele an, die an verschiedenen Orten völlig verschiedene Techniken zeigen (Wien, Klosterneuburg, Maur). *Gall* faßt die Ergebnisse dahin zusammen, daß also aus der Stärke der Fundamente keinesfalls zwingende Folgerungen für den Aufbau gezogen werden können. Dem Hinweis *Huberts* auf Germigny des Prés, wo sich gar keine Fundamente finden, sogar bei einem gewölbten Bau, fügt *Brichet* den auf Pontigny hinzu, wo der gleiche Fall vorliegt.

Hubert führt weiter aus, daß dieser Befund in Germigny des Prés aus der Steinarmut der Loiregegend zu erklären sei, wo Holzbauten bis ins 11. Jahrhundert allgemein üblich waren. Aus dem Fehlen der Fundamente ist auch der schon früh schadhafte Zustand des Baues zu erklären (Wiederherstellungsarbeiten des 11. Jahrhunderts). Gerade das Problem der Fundamentierung müsse in Zukunft besonders beachtet werden, einschließlich der Vorbereitung des Bodens für die Aufnahme der Fundamente usw., wozu ja heute die

technischen Mittel vorhanden sind. Dabei ist auch die mittelalterliche Geometrie zu berücksichtigen und ferner zu bedenken, daß langsam gebaut wurde, während in der Kirche weiter Gottesdienst stattfand, voraus man z. B. die vielen vorkommenden Trennungsmauern erklären muß. Auch wurden Kirche und Kreuzgang nicht gleichzeitig gebaut. Alle diese Spuren sind nicht mit denen endgültiger Bauteile zu verwechseln.

Fels weist darauf hin, daß man im Elsaß im allgemeinen gute Fundamente findet, da man häufig auf Sand zu bauen hatte und sich gegen das eindringende Wasser sichern mußte. Er erläutert die Anlagen, die sich in den Fundamenten zum Schutz gegen das Grundwasser finden und zuweilen ein wahres Kanalisationsssystem darstellen. Man hatte bestimmte Systeme, mit denen man Senkungen des Wasserspiegels herbeiführte.

Thümmler geht auf die von Hubert erwähnte besondere Situation der Kreuzgänge ein und weist darauf hin, daß man aus der Achse der Kreuzgänge oft auf die Lage und Ausdehnung der ältesten Kirche schließen könne; dies Problem habe sich vor allem in Paderborn ergeben, wo die eigenartige Lage des Kreuzgangs im Osten auf den karolingischen Dom Bezug nimmt. *Gall* bestätigt diese Meinung: der Kreuzgang sei stets als Ausgangspunkt von Klostergründungen anzusehen, da man zuerst Wohngebäude, dann die Kapelle und zum Schluß die große Kirche gebaut habe. *Böckelmann* macht noch darauf aufmerksam, daß man allerdings auch häufig zunächst Holzbauten aufgeführt habe, dann den Steinbau der Kirche und darauf erst die Holzbauten durch Steinbauten ersetzt wurden.

Thümmler wendet sich an *Mertens* mit der Frage nach der karolingischen Anlage von Ocquier, die er als dreischiffige Kirche mit einem Einturm im Westen vorgeführt habe. Da ein karolingischer Einturm neben der Dreiturmanlage der Westwerke und der Zweiturmfassade (S. Denis nach den Crosbyschen Grabungen) bisher nicht bekannt ist, wäre zu fragen, ob die Fundamente wirklich so stark sind, daß der Turm als sicher anzunehmen ist. Falls die Datierung ins 10. Jahrhundert aufrechtzuerhalten bleibt, müßten sich andere Bauten nachweisen lassen; aus Lüttich ist ein Einturm des späten 10. Jahrhunderts bekannt, doch finden sich bei Edgar Lehmann keine älteren Einturmbauten. Zu dem Hinweis *Bellmanns* auf Petersberg und Büraberg wendet er ein, daß Petersberg aufgestockt sei, vielleicht könne auf St. Thomae in Soest verwiesen werden, auch in Fritzlar sei ein Einturm angenommen worden (von Becker publiziert), doch scheine der dortige Befund zweifelhaft. *Mertens* führt dazu aus, daß nach den Fundamenten, die doppelt so stark sind wie die des Mittelschiffes, der Einturm in Ocquier sicher ist, und daß zudem die Fundamente ganz mit dem aufgehenden Mauerwerk zusammengehen. Der Turmbau ist auch gleichzeitig mit dem der Kirche erfolgt. Das Problem scheine ihm vielmehr das zu sein, ob dieser Turm die Vereinfachung eines Westwerkes darstellt. *Gall* weist darauf hin, daß man bei einer Pfarrkirche möglicherweise an einen Glockenturm denken könne, da ja später auch bei Pfarrkirchen die Türme im Westen zu finden sind, rechteckig in Niedersachsen, quadratisch in Westfalen. *Böckelmann* möchte bei Einturmanlagen irischen Einfluß annehmen, da in Irland frühe Kirchen mit Einturm nachweisbar sind. Das von Bellmann angeführte Büraberg, bei dem übrigens das Fundament des Turmes nicht stärker als das des Saales sei, habe auch ein irisches Patrozinium (St. Brigida).

Fritzlar wäre dann von Büraberg abgeleitet. *Fels* geht auf das Problem der Nachfolger der sächsischen Westwerke im 10. Jahrhundert in Frankreich ein. In dieser Zeit verallgemeinert sich das Westwerk. *Lehmann* betont, daß ja der Turmbau von Aachen erhalten ist und daß zu fragen sei, ob vor Aachen Einturm- oder Dreiturmbauten nachweisbar sind. Auf eine Frage *Birchlers* erklärt *Mertens*, daß Muizen eine Wiederholung von Aachen aus dem 10. Jahrhundert sei, und verweist weiter auf Houxhove, Ottmarsheim und Brügge.

Thümmler fügt noch den Hinweis auf Löwen hinzu und fragt nach dem Datum der Außenkrypta an dem Zentralbau in Löwen, da sie im Hinblick auf die Theorie einer runden Scheitelkapelle in Hildesheim interessant wäre, was allerdings durch die Erklärung von *Mertens*, daß die Kapelle in Löwen aus dem 12. Jahrhundert stamme, hinfällig wird. Zu Hildesheim führt *Gall* noch aus, daß dort einwandfrei durch Quellen bestätigt ist, daß Bischof Hezilo im 11. Jahrhundert eine „rotundam capellam“ aus den Steinen des Altfriedbaus errichtet. Die gefundenen Reste entstammen also nicht, wie Bohland annimmt, dem Altfriedbau sondern dem Hezilobau.

Kempf bringt die Rede auf den Rautenhof in Schaffhausen und fragt nach dessen mutmaßlichem Zweck. *Birchler* erklärt, daß er sich darunter eine Sepulkralanlage vorstelle: Kirche mit westlichem Anschluß an eine ältere Dreiapsidenkirche. Auf seine Frage nach ähnlichen Anlagen weist *Thümmler* auf die bestehende leichte Verwandtschaft mit dem von Doppelfeld rekonstruierten Atrium des Kölner Domes hin, doch wird dies von *Doppelfeld* durch den Hinweis entkräftet, daß in Köln die örtlichen Gegebenheiten zu dieser Form zwangen. *Birchler* erklärt weiterhin auf Fragen *Kempfs* und *Oettingers*, daß kein Friedhof bei der Anlage nachzuweisen war und daß unmittelbar anschließend das Münster errichtet, die Anlage also wieder beseitigt wurde.

Doppelfeld fragt nach einer Erklärung für die Form des Apsisfundamentes der Kirche: ein halbkreisförmiges Fundament, das nicht an das parallele Fundament herangeht. Es wird von verschiedenen Seiten erwogen, ob die Geländeverhältnisse zu der Anlage gezwungen haben könnten. *Oettinger* schlägt im Anschluß an eine in Klosterneuburg vorhandene Anlage vor, in der Umfassungsmauer eine Wasserschutzmauer zu sehen. Die Möglichkeit dieser Annahme wird von *Doppelfeld* und *Dyggve* bestätigt.

Anschließend geht *Doppelfeld* noch auf den von Kubach gezeigten Grundriß des Kölner Doms ein, dessen Vereinfachung den Eindruck eines eindeutig fünfschiffigen Baues hervorrufen könne. Der Bau war nicht fünfschiffig, an den äußeren Schiffen lag der Boden 1 m tiefer und erst später ist die Verbindungsmauer zwischen Seitenschiff und Querhausflügel niedergerissen und der Boden darübergeführt worden. Somit ist erst damit etwas Ähnliches wie eine fünfschiffige Anlage entstanden. *Thümmler* weist abschließend noch darauf hin, welche Wichtigkeit eine klare Organisation der Denkmalpflege hat, wie sie durch das Referat von Brichet für Frankreich klargelegt wurde.

EJNAR DYGGVE (Kopenhagen):
 „ÜBER TECHNIK UND DARSTELLUNG VON GRABUNGEN“

Die erstaunlichen methodischen Fortschritte der Feldarchäologie — zuletzt unter Beeinflussung auch von naturwissenschaftlicher Seite — würden Material für ein umfangreiches Handbuch abgeben können. Ein besserer Lehrmeister für Spatenforschung als ein Handbuch ist jedoch die Teilnahme an der Arbeit im Felde, wo in der Praxis zwischen dem eigentlichen Ausgraben und dem Darstellen des Ausgegrabenen unterschieden wird.

Infolge der Beschaffenheit ihrer Grabungsobjekte hat die prähistorische Archäologie als Erste die technisch feinere Methode entwickelt. Von einem neueren, wegen der Größe ungewöhnlichen Beispiel stammen die Abbildungen 11, 15a—b. Durch das in Abbildung 15b gezeigte Schema wird ein lotrechter Hauptschnitt und eine übersichtliche, methodische Ubifikation ermöglicht.

Die Methode soll sich der Natur jeder Aufgabe elastisch anpassen. Das Feste und Bleibende ist die objektive und genaue *Beobachtung*. Die Funde, ihre Eigenschaften und Umstände, also gerade das Beobachtete, sind das, was Gegenstand für die *Darstellung*, d. h. Vermessung, Aufzeichnen, Photographie und Beschreibung, ist. Die Epigraphiker der alten Wiener Schule forderten: Zuerst abschreiben, danach lesen; das bedeutet, zuerst mühsame Wiedergabe einer Inschrift Buchstabe für Buchstabe, darauf Verstehen der Wörter und deren Zusammenhang. Auf das archäologische Gebiet übertragen: erst wenn ein bloßgelegtes Objekt nach einer systematischen Untersuchung in drei Dimensionen graphisch festgelegt ist, erst dann sind die vollen Voraussetzungen für die *Deutung* gegeben.

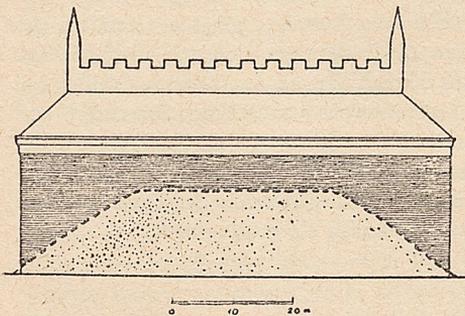


Abb. 15a: Südl. Königshügel von Jelling im Vergleich mit dem Kopenhagener Rathaus.

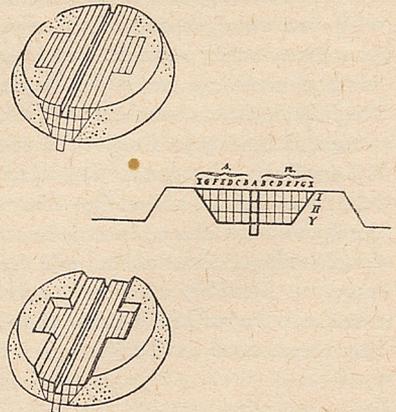


Abb. 15b: Schema der Ausgrabungsmethode für den Hügel von Jelling (1941).

Die Vermessungen sollen, nach einem treffenden deutschen Ausdruck, „steingerecht“ und „werkstückgerecht“ sein, und zwar in jeder Einzelheit der Vermessung so, wie sich das Objekt am Vermessungsdatum zeigt. Zur nüchternen Genauigkeit der Aufnahme soll anschließend die Vermessung auf Grund einer sorgfältigen Analyse für die sachliche Erläuterung dienlich gemacht werden.

Ein Ruinenfeld bietet sich zerstreut bis zur Verwirrung dar, was in der Natur der Zerstörung liegt. Die übliche retikuläre Einteilung des Ausgrabungsgebietes wirkt in dieser Hinsicht sammelnd und bildet eine Stütze für die Freilegungsarbeit und für die Ubifikation, bietet aber, nach meiner Erfahrung besonders bei Bauruinen, keine brauchbaren Ausgangspunkte für das Messen. Die Meßpunkte sollen im Gegenteil nach dem betreffenden Objekt gewählt werden, und ihre Zahl sowie die der genommenen Maße dürfen nicht übertrieben werden, um eine „Überbestimmung des Objekts“ zu vermeiden. Albrecht Dürer, dessen scharfes Auge ihn zu einem hervorragenden technischen Ausgrabungsmitarbeiter gemacht hätte, hat mit Recht bemerkt, daß man auch zu viel messen kann.

Die Winkelmessung nach der Methode der Geometer ist auf einem Ausgrabungsplatz unbefriedigend. Triangulation ist besser, aber deren Schwäche liegt in den besonderen Fehlerquellen bei der Maßablesung im Felde und bei der Überführung der einzelnen Maße auf das Papier. Kombiniert man dagegen die Triangulation mit zweckmäßig gewählten Sichtlinien, erreicht das System von denjenigen Punkten, die die Grundlage für die Zeichnung bilden, die erwünschte Festigkeit. Sichtlinien sind auch das beste Mittel für eine letzte Kontrolle der fertigen Zeichnung im Felde.

Die Publikationspraxis zeigt, daß man sich allzuoft mit einem Grundplan begnügt und der dritten Dimension zu wenig Interesse entgegenbringt, obgleich erst durch das Nivellement ein freigelegtes Ruinen-Objekt seine Geheimnisse entschleiert. Ein Nivellementsplan hat weiter den Vorteil, daß spätere Forscher jederzeit einen Querschnitt durch das Objekt konstruieren können, dort, wo dies innerhalb des Rahmens des Generalplanes erwünscht sein sollte.

Bei der Zeichnung architektonischer Bruchstücke sollen die Bruchflächen nicht malerisch, sondern mit einer Signatur wiedergegeben werden, damit man leicht und scharf zwischen Erhaltenem und Zerstörtem unterscheiden kann (Abb. 16). Eine solche „sterile“ Bezeichnung der Brüche wird auch die eventuelle ikonographische Verwertung eines Fundstückes mehr als eine Photographie stützen können.

Die methodisch in drei Dimensionen ausgeführte Zeichnung und die methodisch aufgenommene Photographie ergänzen sich, und zu diesen beiden bildmäßigen Wiedergaben tritt die systematische Beschreibung, eingeschlossen die Kataloge, als belebender, fundamental notwendiger Kommentar. Gemeinsam sollen Zeichnung, Photographie und Beschreibung als *Grundwiedergabe* an Stelle des freigelegten Objektes treten. Dies ist ein Idealprogramm, das in vielen Beziehungen mit dem Wunsche einer Ausgrabungsmission zusammenhängt, möglichst viel von der Wirklichkeit beim Verlassen des Ausgrabungsplatzes mit sich zu nehmen zu dem oft weit entfernten Ort, wo die endgültige Bearbeitung und Drucklegung stattfinden soll.

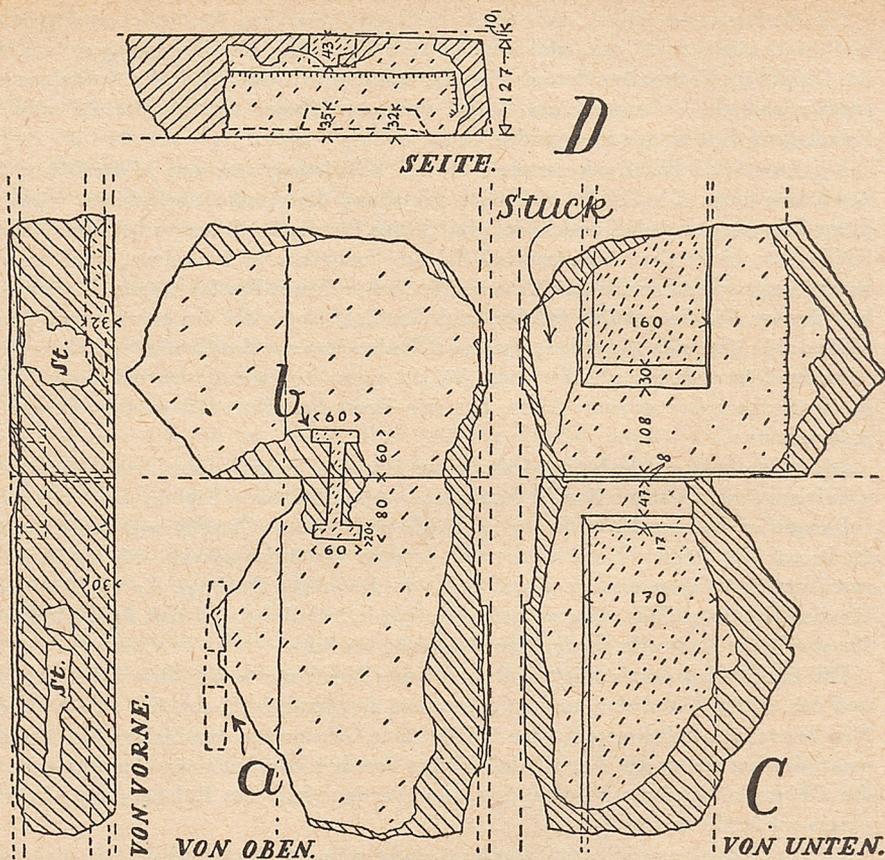


Abb. 16: Sterile (nicht malerische) Wiedergabe der Bruchflächen.

Die Grundwiedergabe registriert aber mehr als das, was auf dem fertig ausgegrabenen Arbeitsfelde — wo die Ruinenreste früher oder später ihrem Untergange entgegengehen — zurückgeblieben ist: darüber hinaus, daß sozusagen das Objekt selbst wohlkonserviert in der Grundwiedergabe als Unterlage für spätere Forschung weiterlebt, hat die Grundwiedergabe der Forschung die Beobachtungen, wie Fundlage und Stratifikation, gesichert, die nur *das eine Mal*, bei der Freilegung, gemacht werden können.

Die dokumentarische Grundwiedergabe wird konsequenterweise vollständig getrennt von den mehr subjektiven Kapiteln zu halten sein, die sich den Deutungsfragen widmen. Dies wäre eine erwünschte Querteilung der Publikation; es würde aber auch von Nutzen

sein, die Publikation der Länge nach einzuteilen dadurch, daß man Text und Bildmaterial wie zwei Abhandlungen über dasselbe Thema einander begleiten läßt.

Der Wert der Aufklärung mittels der graphischen Darstellung darf nicht versagen, wenn eine archäologische Publikation befriedigend sein soll. Und doch ist die Darstellungsarbeit früher oft als Zugabe betrachtet worden; sie ist aber keine Zugabe, sondern ist eine Arbeit dauernden dokumentarischen Wertes, und es gebührt, sie unter erster und bindender Verantwortung auszuführen.

OTTO DOPPELFELD (Köln):

„FREILANDGRABUNGEN UND GRABUNGEN IN BAUDENKMALERN“

Grabungen in freier Landschaft und solche in unsern Kirchen und andern Baudenkmalern sollen hier nicht als wesensverschieden gegenübergestellt werden; es soll vielmehr gezeigt werden, daß für beide und überhaupt für alle Grabungen nur eine einzige Methode angewandt werden sollte. Die technische Durchführung mag allenfalls verschieden sein; jede Grabung hat ja wegen der verschiedensten Auswirkungen der Lage der Grabungsstelle, des Alters und Erhaltungszustandes der auszugrabenden Reste und der Zeit und Mittel, über die verfügt werden kann, in organisatorischer und technischer Hinsicht ihr eigenes Gesicht. In diesen Dingen können alle, die Bauforscher, die Prähistoriker, die Archäologen, voneinander lernen. In einem Punkte aber, nämlich der Kernfrage der modernen Ausgrabungsmethode, hat die Vor- und Frühgeschichtsforschung ohne Zweifel einen beachtlichen Vorsprung — und dies aus einem sehr einleuchtenden Grunde. Wem nämlich das Auffinden der Altertümer sehr schwer gemacht wird, wer meist nach geringsten Spuren längst vergangener Dinge fahnden muß, der wird bald einen schärferen Spürsinn entwickeln als der, dem schon beim ersten Spatenstich die Mauern entgegen kommen.

Die fortschreitende Entwicklung des Grabungswesens brachte die volle Entfaltung dessen, was man *Grabungstechnik* nennen kann: die Anwendung geodätischer Verfahren — eine größere Grabung kann man sich heute allenfalls ohne Theodolit, Tachymeter oder gar Photogrammetrie, kaum aber ohne ein Nivellierinstrument vorstellen; ferner werden die Photographie, das Meßbild, die Stereo-, Infrarot- und Farbphotographie und der Schmalfilm in den Dienst der Grabung gestellt; auch Luftphotographie ist häufig dringend erwünscht. Aber das Lichtbild kann niemals die Zeichnung ersetzen, und gerade von Architekturgrabungen ist man gewöhnt, meisterhafte Zeichnungen vorgelegt zu bekommen. Weiterhin sind eingehende Beschreibungen und Tagebücher erforderlich, wenn das Endziel, den gesamten Befund später aus den Dokumenten erschen zu können, erreicht werden soll. Schließlich werden bei jeder Grabung auch Originalstücke mitgenommen, die Massen der Kleinfunde, Stein- und Mörtelproben, über die besonders Buch geführt werden muß, was bei den meisten Grabungen die größten Schwierigkeiten bereitet.

Mögen nun bei einer großen Architekturgrabung alle genannten und noch weitere Mittel der Dokumentation angewandt werden, mögen auch mit der gleichen Meisterschaft, wo es nötig ist, alle Feinheiten der Bergungs- und Konservierungstechnik praktiziert

werden — die Grabung wird trotzdem nicht die Anforderungen, die man heute an sie stellen muß, erfüllen, wenn der Blick des Ausgräbers nur auf das zu suchende Objekt, also in unserm Falle auf die Baureste im weitesten Sinne, die erhaltene Bausubstanz, gerichtet bleibt. Dann mag die Grabung technisch vollendet sein, als methodisch kann man sie nicht bezeichnen. Wenn man sich dergestalt mit der genauen Dokumentation der Bausubstanz begnügen dürfte, könnte man diese Aufgabe getrost technischen Hilfskräften überlassen und die wissenschaftliche Auswertung späterhin vornehmen.

Zu der bloßen Freilegung und Aufnahme der Altertümer an sich muß vielmehr ein weiteres hinzukommen, nämlich die genaue Beobachtung des Erdreichs; und zwar muß dies das erste und primäre Anliegen des Ausgräbers sein und, solange ausgeschachtet wird, bleiben. Die Dokumentation der freigelegten Bausubstanz ist eine *cura posterior*. Nur so wird es ermöglicht, die unscheinbaren, aber — auch für den Bau — wichtigen Spuren, wie etwa die „Trampel- oder Laufsichten“ oder die zu Erde verfallenen, vielleicht auch nur noch als Hohlräume erkennbaren Reste, beispielsweise Pfostenspuren, zu erfassen. Nur die Beobachtung der Erdschichten gibt darüber hinaus die Möglichkeit, alle gefundenen Reste chronologisch zu ordnen und vielfach auch zu datieren.

Erdverfärbungen lassen sich aber nur durch Schneiden, durch horizontale oder meist vertikale Schnittbilder erfassen. Schneiden, nicht Freilegen, ist also die wesentliche Aufgabe der Grabungen.

Die Grundzüge der kulturhistorischen Stratigraphie sind so einfach, daß sie hier nicht auseinandergelegt zu werden brauchen. Es kommt nur darauf an, ihre einfache, aber zwingende Argumentik, etwa, „das Hangende ist jünger als das Liegende“ oder „gestörte Schichten sind älter als die Störung“ oder „die jüngste Scherbe einer Schicht ist entscheidend“, mit den auszugrabenden Mauern, Gräbern, Gruben, Grüften, Brunnen usf. in eine enge kausale Verknüpfung zu bringen. Daß dies natürlich nur während der Freilegung möglich ist und mittels in Etappen immer wieder glatt gestochener Erdwände geschehen muß, wurde schon angedeutet. Die richtige Auswahl und Platzierung der Profile an die Stellen, wo ihre Schichtlinien einen hohen Aussagewert haben, muß die Haupt Sorge des Ausgräbers sein. Die glückliche Lage der Schnitte und die daraus resultierende übersichtliche und lückenlose Kette der stratigraphischen Argumentation verraten das Geschick und auch das Glück des Ausgräbers.

Wer unter Vernachlässigung dieser Methode bedenkenlos freischaufelt, beraubt sich und die Wissenschaft endgültig der vielen Aufschlüsse, die das Bodenprofil wie ein aufgeschlagenes Geschichtswerk bietet. Daher das bittere Wort, es wäre verdienstvoller, eine Ausgrabung zu verhindern, als sie zu fördern. Das Grabungsfeld ist eine historische Urkunde, deren wesentlichste Teile der Entdecker zerstören muß. Diese dokumentarisch festzuhalten ist das bedeutendste Anliegen der Dokumentation bei Grabungen.

Eine Grabung in der Stadt und innerhalb eines Bauwerks ist also nach den gleichen Prinzipien wie eine Freilandgrabung vorzunehmen. Nur zwingt die letztere geradezu — und das ist eigentlich der einzige Unterschied — den Ausgräber zu stratigraphischen Beobachtungen, während das historische Gemäuer der Bauten ihn erfahrungsgemäß allzuleicht davon ablenkt. Will er aber zu guten Ergebnissen kommen, so muß er sich vom

Mauerwerk absetzen, lange Schnitte möglichst senkrecht auf die Mauern hin führen, alle angetroffenen Reste mit dem umgebenden Erdreich schneiden und immer wieder schneiden, so wie es für alle Grabungen erforderlich ist.

ETIENNE FELS (Paris):

„DIE GRABUNG AN DER FASSADE DER KATHEDRALE VON CHARTRES“

Die Aufstellung der romanischen Portalskulpturen an der Westfassade der Kathedrale von Chartres hat die Spezialforschung vor ein ebenso bedeutungsvolles wie schwieriges Problem gestellt, das schließlich zur Annahme einer nachträglichen Versetzung der Skulpturen führte. Bei der von Lefèvre-Pontalis 1901 durchgeführten Grabung (veröffentlicht in: *Mémoires de la Société archéologique d'Eure-et-Loir* 1902) wurde die Fassade der von Bischof Fulbert zwischen 1020 und 1028 errichteten und von seinem Nachfolger Thierry 1037 geweihten Kirche unter den Zwischenpfeilern zwischen dem zweiten und dem dritten Joch des gotischen Schiffes festgestellt. Nach Westen fanden sich im Anschluß an die Mauern der Kirche zwei starke Fundamentzüge, 2,15 m breit und 0,60 m vorspringend, von denen der südliche völlig erhalten ist. Noch weiter nach Westen trat eine breite Querschicht von Fundamenten zu Tage, die nach der Mitte hin zwei Verstärkungen aufwies, auf denen sich die Schichten von zwei großen Unterlagen (2,20 m im Quadrat) befanden. Noch weiter westlich erschien eine dritte noch größere Fundamentschicht (3,40 m). Die Vorsprünge der mittleren Schicht sind hier noch ausgeprägter, sie erreichen 1,30 und 1,50 m und werden so wirkliche Strebepfeiler, die in der Achse der Zwischenpfeiler angebracht waren.

Wie sollte man diesen Komplex von starken Fundamentierungen erklären? Lefèvre-Pontalis schlug, ohne die verstärkten Unterlagen in der mittleren Fundamentschicht zu berücksichtigen, vor, über diesem Fundament die ursprünglichen drei Portalöffnungen für die Skulpturen anzunehmen. Das noch weiter nach Westen liegende Fundament mit seinen 1,30—1,50 m vorspringenden Strebepfeilern schien ihm ohne besonderen Zweck gewesen zu sein, höchstens sei es als eine provisorische Abschlußmauer bei der Versetzung der Portale anzusehen.

Die von mir gemeinsam mit Hans Reinhart durchgeführten Untersuchungen der Westbauten karolingischer Kirchen hatten ergeben, daß in dem Gebiet zwischen Rhein und Loire um das Jahr 1000 die Kirchenfassade in der Regel einen einzigen monumentalen Turm aufwies (Reims, Metz, S. Benoît s/Loire). Auch in Chartres bestätigte die Existenz eines solchen Turmes an der Kirche S. Pierre-en-Ville und die Bedeutung, die dem Südturm der Kathedrale gegeben worden war, diese Tradition. Es schien mir daher gegeben, die Untersuchung von Lefèvre-Pontalis an der Kathedrale zu ergänzen, was ich 1938 mit Unterstützung des Service des Monuments Historiques ausführen konnte. Dabei wurde in der von Lefèvre-Pontalis nicht untersuchten Zone im Vorderteil des Schiffes in der Nähe des Südturms eine weitere westliche Fundamentschicht entdeckt. Die Mauer mit ihren Strebepfeilern erreicht hier 5,30 m, vor den Fundamenten des Turmes bricht sie ab (Abb. 12 und 13).

Die bedeutenden Ausmaße all dieser Fundamentmauern ließen erkennen, daß es sich

um die Fundamente eines älteren Turmbaus mit drei Öffnungen handelte, dessen mittlere Strebepfeiler gefunden worden waren, während die seitlichen unter den Fassadentürmen verschwunden blieben. So konnte auch jene Fundamentmauer, für die Lefèvre-Pontalis keine Deutung gefunden hatte, erklärt werden. Die beiden rechteckigen Unterlagen auf dem mittleren Zug müssen als Unterstützung für die freistehenden Säulen, die die Gewölbe der Turmhalle trugen, gedient haben. Und schließlich hatten die Strebemauern, die an der Fassadenmauer des Fulbert-Baus gefunden worden waren, den Druck der zwischen den Türmen und der Mauer des Schiffs errichteten Bögen aufzufangen. So war ein monumentaler Fassadenturm rekonstruierbar geworden, der dem Turmbau von S. Benoît s/Loire verwandt war, allerdings mit einem Unterschied: in Chartres waren im Innern zwei Pfeiler vorhanden, während es in S. Benoît vier waren, und so müssen sich auch gegenüber den neun, je drei und drei angeordneten Gewölben in S. Benoît in Chartres nur sechs gefunden haben, mit zwei seitlichen und drei frontalen Arkaden.

Als noch vorhandenes Beispiel eines solchen Turmbaus in Frankreich sei neben dem von S. Pierre in Chartres, der allerdings bescheidener ist und keine Pfeiler im Innern aufweist, auf die monumentale Turmhalle von Ebreuil verwiesen, mit ebenfalls zwei Pfeilern im Innern und der gleichen Arkadenordnung, wie sie in der Kathedrale von Chartres bestanden haben muß. Der Turm von Ebreuil wurde zwar im 12. Jahrhundert errichtet, aber er gibt in der Auvergne die Erinnerung an den großen Turmbau von Chartres wieder.

Nach dem Brand vom 7. September 1134 hat man sich wohl entschließen müssen, den im 11. Jahrhundert errichteten in der Achse liegenden Turm, der zweifellos vom Feuer erreicht worden war, aufzugeben. 1135 wird mit dem Bau des leicht vor den Südturm gerückten nördlichen Turmes begonnen und die Arbeiten konnten durchgeführt werden, ohne daß der Zugang zur Kathedrale durch die in der Achse des Baus befindliche Arkade unterbrochen zu werden brauchte. Wir wissen, daß 10 Jahre später beide Türme noch im Bau waren. Beim Südturm werden die Portalskulpturen im Verband mit den Mauerschichten des Turmes angebracht, während die des dritten Portals ohne Verband mit dem Nordturm bleiben.

Wie soll man sich auf Grund dieser Gegebenheiten zu der Annahme einer späteren Versetzung der Portalskulpturen stellen? Da die Fundamentschichten ihre völlige Erklärung als Untermauerung des Mittelturms und seiner Pfeiler gefunden haben und da außerdem die Südturmmauer im Verband mit der Plastik des Marienportals steht, ergibt sich eindeutig, daß die Theorie einer Versetzung der Fassade in der alten Form nicht mehr aufrechterhalten werden kann.

Die Grabungen geben uns noch eine weitere Aufklärung zu dieser schwierigen Frage. An der Ecke, wo der Südturm an das Schiff stößt, erhebt sich ein massiver gotischer Pfeiler; im Boden erscheint unmittelbar neben ihm die Basis einer Säule, die ursprünglich das Gewölbe einer zwischen den Türmen liegenden Vorhalle trug. Darüber lag eine Kapelle, deren Öffnungen sich bis heute — mit den drei herrlichen romanischen Fenstern geschmückt — erhalten haben. Der Anschluß dieser Kapelle an das Schiff ist

im Süden noch in Form eines Gesimses an der Turmmauer erkennbar. Darüber befinden sich heute die gotischen Gewölbe.

Untersucht man in diesem Zusammenhang die unter dem Boden liegenden Bauteile, so findet sich nichts von einer Reihe von stufenförmigen Abschrägungen, auf denen die Statuensäulen gestanden haben könnten, im Gegenteil, man hat eine einfache Abschlußmauer festgestellt, die die Kapelle von dem Schiff trennte. Die Grabungen, die ohne Gefahr unter die erste Schicht des gotischen Pfeilers geführt werden konnten, ergaben, daß das Ende des Gesimses den Sockel bildete und so den rechteckigen Raum zwischen den Türmen begrenzte. Darauf fand sich eine Platte, die den Anfang der Schwelle darstellt und auf der man die erste Schicht eines romanischen Gurtpfeilers erkennt, der 54 cm über den romanischen Sockel herausragt. Er hat eine Länge von 69 cm und findet sich dann mit einer scharfen Kante nach Süden wieder. Dieser bescheidene Zeuge, der sich noch an seiner ursprünglichen Stelle unter dem gotischen Pfeiler befindet, läßt die Anordnung der Wand erkennen, die das Schiff und den Raum zwischen den Türmen trennte. Niemals hätten die Figuren des Portail Royal hier Platz gefunden.

Noch weitere aus den Skulpturen und den Fenstern zu gewinnende Argumente lassen sich als Beweis dafür anführen, daß das Portail Royal und die Glasfenster über ihm für die Stelle geschaffen worden sind, an der sie sich heute befinden. Aber diese Untersuchungen hängen mit denen der Grabung nicht mehr zusammen und gehen daher über das Thema dieser kurzen Darlegung hinaus.

BERNHARD HERMANN RÖTTGER (München):
DIE AUSGRABUNGEN IM WÜRZBURGER DOM

Weil dem Grabungsleiter infolge Krankheit jegliche Ausarbeitung des Befundes seiner letzten Grabungen (Oktober/November 1954, Abb. 14a—b) unmöglich war, können seine gegenwärtigen knappen Ausführungen nur Stückwerk sein. Über seine früheren, seit 1948 laufenden Bauforschungen am Dom hat er das Wesentliche bereits publiziert.

Der ursprüngliche Plan aus der Zeit des Bischofs Bruno († 1045) erfuhr offenbar sehr früh eine wesentliche Änderung. Er hatte seitliche Treppen aus der Vierungskrypta empor zum Nord- und Südarkm vorgesehen. Eine Querhauskrypta (wie etwa in Speyer) war nicht geplant. Wahrscheinlich wegen der kleinen, aber feierlichen Eckkapellchen nahe den Chorbogenpfeilern wurden beiderseits der Vierungskrypta flachgedeckte Vorräume angelegt, die zuletzt offenbar zweigeschossig waren und somit den Chor der Domherren (in der Vierung) seitlich flankierten. Das Querhaus besaß also eine hochragende Estrade in seiner Mittelpartie, zugänglich auch von den Querarmen her (vgl. Verona, S. Zeno; Arezzo, S. Maria d. P.). Ein Domgrundriß aus dem späten 17. Jahrhundert bestätigt und erläutert diesen Grabungsbefund. Der Reisebericht von 1660 der Bollandisten-Patres Henschen und Papebrock, der sich gerade in unserem Fall als sehr wichtig erweist, berührt aber doch längst nicht alles, was uns nun nach den Grabungen fraglich erscheinen muß. Vor allem von dem nun gefundenen System von unterirdischen Kapellchen und Stollen erfuhren die Bollandisten offenbar nichts. Diese Stollen befanden sich mindestens auf den zwei Langseiten des Südarkms, aber nicht im Nordarm. Der öst-

liche Stollen ist so hoch, daß man darin noch kriechen kann. Streckenweise sind Steinsärge eingelassen, ferner findet sich eine Inschrift aus dem 13. Jahrhundert mit den Namen von drei zweifellos im Dom begrabenen Bischöfen aus dem 9.—11. Jhd.

Um 1700 wurde die Vierungskrypta ihrer Gewölbe beraubt, um den Domherrenchor niedriger zu legen. Gegen 1750 hat dann Balthasar Neumann auch den Hohen Chor (Altarraum) erheblich tiefer gelegt, so daß von der spätromanischen Krypta Hermanns von Lobdeburg so gut wie nichts mehr steht. Durch diese späten Umbauten wurde natürlich der (ruinierte) alte Bestand recht verunklärt. Die umfassenden baugeschichtlichen Probleme bedürfen vorerst noch der eingehenden Klärung, wozu nun wieder erfreulich reichhaltiges neues Material vorliegt.

DISKUSSION

Diskussionsleiter: Ejnar Dyggve (Kopenhagen)

Im Anschluß an das Referat von *Dyggve* führt *von Bogyay* einen Fall vor, der ebenfalls die Bedeutung der Übernahme vorgeschichtlicher Methoden für die Kunstgeschichte demonstriert, nämlich die Grabung der karolingischen Burg in der Pfalzanlage von Mosaburg am Plattensee. Nach einem Überblick über die historische Situation und die bisher ergebnislos vorgenommenen älteren Grabungen referiert er den nur in ungarischer Sprache erschienenen Bericht des letzten Ausgräbers Geza Fehér, der mit Hilfe der stratigraphischen Methode die genauen Schichten festlegen und auch die Bauperioden erkennen konnte. Zwar waren auch die Fundamente zerstört, doch Pfosten, auf denen wegen des sumpfigen Geländes die Mauern aufgelegt waren, konnten durch die feststellbaren Pfostenlöcher rekonstruiert werden, so daß drei Bauperioden ablesbar und sogar datierbar wurden, die zugleich durch Grabfunde ihre Bestätigung fanden.

Nach einer Diskussion über die größere Zweckmäßigkeit von Flächenabgrabung oder Profilabgrabung, wobei sich *Doppelfeld* für den Vorzug der Profilabgrabung einsetzt, wirft *Fels* die Frage auf, ob nicht eine Grabung im Innern eines Baues doch anders zu handhaben sei als eine Freilandgrabung. *Doppelfeld* vertritt die Meinung, daß grundsätzlich kein Unterschied bestehe, nur verführe die Situation in einem Bauwerk dazu, an den gefundenen Mauern einfach entlang zu graben, was praktisch eine Freilegung, aber keine Ausgrabung bedeute. *Crema* geht auf die Erschwerung der Innenraumgrabungen durch Gräber ein, was *Fels* unter Hinweis auf die Grabungen in Montier-en-Der aufgreift, um anschließend auf die Prinzipien der Darstellung von Grabungen einzugehen, für die er die Aufnahme der Grabung von Charlieu als ein gut durchgeführtes Beispiel anführt. *Mertens* nimmt zu dem von *Fels* vorgebrachten System, beim Graben den Mauern zu folgen, Stellung und erläutert, daß es in Belgien die allgemein übliche Methode sei, von dem bestehenden Bau auszugehen. Es werde aber überall dieselbe Methode angewandt, so sei z. B. die bis auf einen Meter abrasierte Kirche von Muizen wie ein Tumulus ausgegraben worden. Das Prinzip ist folgendes: zwei Gräben, zuerst in der Ost-West-, dann in der Nord-Süd-Achse, die Profile werden untersucht, ein Schnitt wird gemacht und nach den hierbei gewonnenen Ergebnissen wird entschieden, ob weitergegraben werden soll oder nicht. Das Weitergraben vollzieht sich dann als

Schichtengrabung. *Doppelfeld* führt dazu noch aus, daß es wichtig sei, den Graben neben die Achse zu legen, um ein Profil in der Achse, in der sich stets wichtige Teile befunden haben müssen, zu erhalten. *Thümmler* setzt sich ebenfalls dafür ein, daß doch ein Unterschied zwischen Freiland- und Innenraumgrabung bestehe und stellt als Beispiele die Grabungen von Vreden, wo an der Stelle einer völlig zerstörten und abgetragenen Kirche eine Schichtengrabung über das ganze Gelände hin durchgeführt werden konnte, und Paderborn, wo die Grabungen nach dem karolingischen Dom unter den heutigen Bau geführt werden mußten, einander gegenüber. Hier konnte man vorerst nur mit verschiedenen Suchschnitten arbeiten, um die Ausdehnung des älteren Baues zu fassen und sowohl die Flächenabtragung als auch das Graben in den Achsen war unmöglich.

Hubert geht in einer längeren Ausführung auf die Bedeutung und Nutzbarkeit von Archivalien für Grabungen ein, vor allem auf die vorhandenen alten Pläne, die man bisher viel zu wenig berücksichtigt habe. In Frankreich werden jetzt Inventare dieser Pläne gemacht, so daß sie dann allgemein zugänglich werden. Ferner sind die Kataster von 1775 bis 1789 erhalten, die in Mikrofilmen nutzbar gemacht sind. Zunächst sind alle diese Materialien ganz allgemein für die Rekonstruktion bewohnter Orte wichtig, aber darüber hinaus ergeben sie genaue Lage und häufig auch einen früheren Zustand der einzelnen Bauwerke. Im Hinblick auf Grabungen, die ja zuweilen durch sie auch erst angeregt werden können, ermöglichen sie in vielen Fällen bedeutende Präzisierungen, die die Grabungen selbst erleichtern und viele schwer verständliche Ergebnisse, z. B. Lageprobleme, klären helfen. Auch für das Erkennen der Bodenbebauung könnten sie von Nutzen sein, doch ist dabei Vorsicht geboten, da die Bodenansicht sich im Laufe der Zeit natürlich häufig verändert hat. Hier müssen die modernen Mittel der chemischen und physikalischen Untersuchungen des Bodens weiterhelfen. *Crema* und *Mertens* weisen darauf hin, daß solche Bodenuntersuchungen bereits gemacht werden, in Belgien sogar über größere Gebiete durch systematische Bodenproben. *Oettinger* bestätigt die Ausführungen Huberts durch seine Erfahrungen mit der Nutzbarkeit von Archivalien, Katasterplänen, alten Flurnamen, Urkunden usw. für eine Rekonstruktion des Straßennetzes von Niederösterreich, die dann wiederum das Ansetzen von Grabungen ermöglichte. Auch *Doppelfeld* schließt sich den Gedankengängen Huberts an und betont, daß, wenn man eine Ausgrabung im Archiv durchführen könne, man sie nicht in der Natur ausführen solle, da es manchmal besser sei, eine Grabung zu verhindern als sie auszuführen. Die Wichtigkeit der Vorbereitung der Grabung sei unbedingt zu betonen, und die Kenntnisse und Möglichkeiten, die Quellen auszunutzen, müßten bei einem Ausgräber vorausgesetzt werden. Auch bei der Vorgeschichte sei die dort eine Zeitlang zutage getretene Tendenz, die Vorgeschichte rein als Naturgeschichte aufzufassen, falsch, da es sich ja stets um Geschichte handle.

Schmid macht auf die Sulfatmethode aufmerksam, mit der Guyan z. B. bei Schaffhausen Siedlungsbezirke nachgewiesen hat, von denen sonst keine Spur übriggeblieben ist. *Dyggve* setzt hinzu, daß man diese chemischen Untersuchungen auch innerhalb von Denkmälern häufig anwende und fährt zusammenfassend fort, daß er sich der Meinung Doppelfelds anschließen möchte, daß es keinen Unterschied in der Methode gebe, ob

man waagrecht oder senkrecht, im Innern eines Baumes oder auf freiem Felde grabe. Nur müsse diese Methode sich natürlich den gegebenen Verhältnissen anpassen, wobei z. B. die Grabung in einer Kirche das Schwierigste sei. Er schließt mit einer Schilderung seiner Grabungen im Stadtkern von Saloniki.

Allgemein wird lebhaft Zustimmung zu den Ergebnissen und Schlüssen der von Fels durchgeführten Grabung geäußert. *Thümmler* weist auf ihren besonderen Charakter hin: eine Nachgrabung, die notwendig wurde, da das bisher Vorliegende nicht richtig gedeutet worden war. Eine ähnliche Situation in Deutschland bietet z. B. Lorsch, wo auch von Behn Fundamente ausgegraben worden waren, deren Erklärung nach dem damaligen Stand nicht möglich war. Es ist besonders bemerkenswert, daß auch in Chartres die richtige Deutung erst erfolgen konnte, als die Westwerkforschung in ein neues Stadium getreten war. In dem Ergebnis der Fels'schen Grabung, dem rekonstruierten Westbau von Chartres, der sich an anderer Stelle in Frankreich wiederholt, sieht er einen Beweis, wie sehr bei dieser Bauform die französische Entwicklung mit der deutschen bis ins 12. Jahrhundert hinein parallel läuft.

Fels führt die in seinem Referat gemachten Angaben über die Gründe für seinen Plan, in Chartres zu graben, weiter aus. Ausgehend von den Westanlagen von Maursmünster, Murbach, Marmoutier im 12. Jahrhundert, die als Reduktion bzw. Weiterentwicklung älterer Westbauformen anzusehen sind, ergab sich zwangsläufig eine Beschäftigung mit dem Westbau auch von Chartres. Abschließend erklärt er nochmals am Original den Plan der Grabungen und betont die grundsätzliche Bedeutung, die derartige von den verschiedenen Architekten angelegten Pläne haben, deren Sicherstellung und Zugänglichkeit unter allen Umständen zu fordern sei. *Brichet* erläutert, wie in Frankreich dieses Problem der von den verschiedenen Architekten angefertigten Unterlagen gehandhabt werde: wo der Staat Subventionen gibt, hat er auch Anspruch auf die Materialien, die allerdings in den meisten Fällen erst nach dem Ableben der betreffenden Architekten in seinen Besitz gelangen.

Die Diskussion wendet sich von dem vorliegenden Fall ausgehend allgemein dem Problem der Nachgrabung zu, und es wird gefordert, bei Grabungen stets auf die kommenden Ausgräber und spätere Nachkontrollen — die möglicherweise mit besseren Mitteln arbeiten — Rücksicht zu nehmen. *Oettinger* erklärt dazu, daß er z. B. in Klosterneuburg auf die Herausarbeitung des ältesten Bestandes bewußt verzichtet habe, um spätere Kontrollmöglichkeiten zu lassen, und *Doppelfeld* weist darauf hin, daß schon Dörpfeldt in Troja einen Sektor stehengelassen habe, der eben jetzt von den Amerikanern ausgegraben werde.

Kempf greift das Problem der Offenhaltung von Grabungsbefunden auf und erörtert die dabei zu beachtende Gefahr der Austrocknung (Xanten). In Trier wurde durch eine Kommission der Beschluß gefaßt, die Grabungen wieder zuzuschütten. Auch hier sind überall Befunde stehengelassen, um späteren Nachgrabungen die Möglichkeit zu geben, mit noch präziseren Methoden zu neuen Ergebnissen zu gelangen. Auch *Birchler* spricht sich prinzipiell für die Wiederezudeckung der Ausgrabungen aus, womit allerdings das

Problem für die oberhalb der Erde befindlichen Reste nicht gelöst sei. *Brichet* weist dafür auf den Fall von Reims hin, wo sich bei der Anlage einer Heizung Gelegenheit bot zu umfänglichen Freilegungen, die auch heute in dieser Heizungsanlage noch sichtbar erhalten sind: Gräber, die Unterbauten der Fassade usw. *Thümmler* bestätigt ebenfalls, daß offen gelassene Grabungen nicht zu halten sind. In Vreden wurde diese Erfahrung trotz der Betondecke gemacht. Er weist auf die Möglichkeit hin, Modelle herstellen zu lassen, ferner Markierungen im Boden der Kirchen anzubringen, um die wieder zugeschüttete Grabung in etwa anschaulich zu machen. Auch *Mertens* äußert die Erfahrung, daß nach drei Jahren offengehaltene Profile ausgetrocknet und damit unbrauchbar seien. *Brichet* schildert das System, das man in den Thermen des Cluny-Museums angewandt habe: über die letzte Mauerschicht wird eine Art Felswerk angebracht, das mit einer Erd- und Rasenschicht bedeckt ist und so die Mauer schützt. Bei Innenanlagen sei vor allem das Durchlüftungsproblem von großer Wichtigkeit für die Erhaltung. Er schließt mit dem Hinweis, daß gerade in diesen Fragen ein gegenseitiger Erfahrungsaustausch von größtem Nutzen sei.

Dyggve eröffnet die Diskussion des Röttgerschen Exkurses mit der Frage nach dem Zweck der Doppelräume hinter dem Chorherrengestühl. *Kempf* erklärt, daß man sie auch in Trier findet, wo sie als Schatzkammern dienten. Sie wurden dort um 1100 errichtet, zweigeschossig, mit einem Einsteigeloch an der Nordseite, und im 17. Jahrhundert sogar an die Domherren zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten vermietet. Anschließend bringt *Dyggve* die Rede auf den niedrigen Stollengang, und *Thümmler* berichtet aus eigener Anschauung von dem Aussehen des Stollens und weist vor allem auf die Tatsache hin, daß dort Sarkophage stehen, woraus man sicher schließen kann, daß die ganze Anlage irgendwie mit Bestattungen zusammenhängt. Weiterhin kommt er auf die Wasseranlage zu sprechen: aus dem Brunnen in der Vierung läuft ein Abfluß nach Westen, so daß man in der Kanalisation das ganze Nordtransept abschreiten kann. Er weist auf die in Lund und Paderborn ausgegrabene Kanalisation hin, wobei aber in Paderborn wichtig ist, daß die Ableitung nicht in die Pader, sondern in die Alexiuskapelle führt, so daß vielleicht an eine Ableitung zu einer Taufstelle zu denken wäre. Doch können die Brunnen in der Vierung (Bamberg, Speyer, Minden) nicht für Taufzwecke bestimmt gewesen sein. Auch *Kempf* möchte einen sepulkralen Zweck für den Stollen annehmen. In Trier sind an der Südseite ebenfalls Bischofsgräber zu finden, und auch hier stehen die Sarkophage an der Mauer entlang. Das Problem in Würzburg bestehe nur darin, daß in dem kleinen Raum die Sarkophage vor der Übermauerung eingesetzt werden mußten, was *Röttger* bestätigt. *Doppelfeld* greift nochmals das Problem des Brunnensystems auf und fragt, ob dieses nicht älter sein kann als die Kirche selbst, wie etwa in Köln bei St. Kunibert und St. Cäcilien. Es wird weiterhin auf St. Geron in Köln (*Gall*) und St. Willibrord in Echternach und St. Maximin in Trier (*Verbeek*) verwiesen. Abschließend geht *Gall* auf die im Mittelalter üblichen verschiedenen Bestattungsarten ein.

HANS THÜMLER (Münster):

„ERFAHRUNGEN UND ANREGUNGEN ZUR BAUFORSCHUNG
IM RAHMEN DER DENKMALPFLEGE“

Die Bauforschung ist nach dem Kriege in ein neues fruchtbares Stadium getreten. Mit ihren aufsehenerregenden Ergebnissen beschäftigten sich zahlreiche Tagungen auf nationaler und internationaler Ebene. In Deutschland ist der Anstoß zu diesen Forschungen von der Wiederherstellung der im Kriege zerstörten mittelalterlichen Baudenkmäler ausgegangen. Sie ermöglichte eine Untersuchung der Bausubstanz wie nie zuvor und gestattete mit Hilfe von Grabungen oft eine überraschende Klärung der Baugeschichte bis weit über die urkundlich gesicherten Anhaltspunkte zurück. Unter Einbeziehung der Forschungsmethoden, die die Vor- und Frühgeschichte entwickelt hat, ist ein beinahe selbständiger neuer Wissenschaftszweig entstanden: die christliche Archäologie des Mittelalters. Da ihre Untersuchungen sich vorwiegend mit unter Denkmalschutz stehenden Gebäuden beschäftigen, fallen sie unter den Aufsichtsbereich der Denkmalpflege. In Nordrhein-Westfalen ist deshalb bei den beiden Denkmalämtern ein besonderes Referat eingerichtet worden, das solche Untersuchungen entweder selbst durchführt oder zumindest dauernd überwacht und anschließend für eine einheitliche Veröffentlichung der Forschungsergebnisse in ihren Publikationsorganen sorgt. Handelt es sich bei den Grabungsfunden doch um Bodenerkundungen, deren einwandfreie Präparierung und Deutung nur dem erfahrenen Fachmann möglich ist, ja oft nur aus der Zusammenarbeit verschiedener Spezialisten gewonnen werden kann. Unkontrollierbare Grabungen sind unter allen Umständen zu verhindern, da sie oft mehr zerstören als gewinnen. Studenten, deren Grabungen ohne dauernde fachliche Aufsicht geblieben sind, haben auf diesem Gebiete bereits einigen Schaden angerichtet. Bei mehreren übereinanderliegenden Bau-schichten müssen ohnehin zumeist Teile abgeräumt werden, so daß eine Nachgrabung zur Kontrolle ganz unmöglich ist. Das Grabungsgelände muß Fachkollegen während der Arbeit jederzeit zugänglich sein, denn die beste Darstellung kann die Autopsie nicht ersetzen. Je größer der Kreis von Fachleuten, der beratend zur Seite steht, um so größer wird die Ausbeute für den Ausgräber sein. Nur die am Grabungsort gewonnenen Einblicke und Erfahrungen können Grundlagen für eine zu erarbeitende Technologie zur Baugeschichte liefern.

Die Erfahrungen, die bei der Erforschung kriegszerstörter Bauten gewonnen wurden, sollen in Zukunft auch bei der Behandlung unzerstörter Bauwerke Anwendung finden. Dazu bietet sich schon bei den normalen Restaurierungsarbeiten wie Neuanstrich, Einbringung eines neuen Fußbodenbelags, Einbau einer neuen Heizungsanlage eine Gelegenheit oder wenigstens ein Ausgangspunkt. Wenn bei der Gewährung von staatlichen Beihilfen für die Restaurierung zugleich eine Auflage für die Bodenuntersuchung gemacht wird, dürften auch die Hindernisse zu überwinden sein, die von seiten der Kirche solchen Untersuchungen gewöhnlich entgegengebracht werden.

Leider ist die neue Grabungsforschung bisher nur in einigen Bundesländern betrieben

worden. In anderen ist auf diesem Gebiete so gut wie noch nichts geschehen. Als Begründung wird Mangel an geeigneten Fachkräften und den dafür notwendigen Mitteln angeführt. Wenn man bedenkt, allein in wieviel zerstörten Römerstädten Deutschlands die einmalige Chance einer intensiven Bodenuntersuchung ungenutzt geblieben ist, während andererseits vom Deutschen Archäologischen Institut wieder Grabungen in den Kulturzentren der Antike durchgeführt und finanziert werden, so offenbart sich deutlich, daß hier eine Lücke in der Organisation der Forschung besteht, die dringend geschlossen werden muß. Wir brauchen eine Dachorganisation, die sich jener Grabungen annimmt, die über den Rahmen der Landesforschung hinausgehen, und das sind alle Untersuchungen zur Architektur des 1. Jahrtausends. Eine solche Institution müßte finanziell in die Lage gesetzt werden, zusätzlich Mittel für diese Forschungen bereitzustellen, die Publikation der Forschungsergebnisse zu ermöglichen, die Heranbildung geeigneten Nachwuchses zu fördern und den Erfahrungsaustausch mit ausländischen Forschern auf dem gleichen Gebiete herzustellen. Da das Zentralinstitut in München sich für diesen neuen Aufgabenbereich bereits durch Anlage einer Kartei zur vorromanischen Kunst Deutschlands und durch Einberufung dieser Arbeitstagung große Verdienste erworben hat, wäre es u. E. die geeignete Institution für eine Förderung und Zusammenfassung der Grabungsforschung zur vorromanischen Baukunst in Deutschland.

JEAN HUBERT (Melun):

ÜBER DEN WERT VON GRABUNGEN FÜR DIE KUNSTGESCHICHTE

In dem Maße, in dem unser Wissen sich mehrt, vermögen wir uns auch stärker Rechenschaft zu geben über unsere hohe Verantwortung gegenüber den Werken einer Vergangenheit, die unser gemeinsames Erbe ist, aber auch das der kommenden Generationen sein wird. Wir alle stimmen darin überein, den Nutzen von Grabungen für die Kunstgeschichte zu vertreten. Als Archäologe und Archivist sehe ich es vor allem als meine Aufgabe an, daran zu erinnern, daß das Ausgraben von Denkmälern aus der nachantiken Zeit für die Geschichte, die Geschichte ganz allgemein, notwendig ist. Die Reste der untergegangenen Denkmäler, die sich noch im Boden befinden, stellen Dokumente dar — Dokumente, die man ebenso notwendig befragen und beschreiben muß wie Urkunden und Texte; Dokumente aber auch, die wir nach der Benutzung ebenso wenig zerstören dürfen wie ein Pergament oder eine Urkunde.

Ohne die Grabungen, die seit ungefähr 60 Jahren gemacht worden sind, wüßten wir sehr wenig über die Architektur in den heutigen Grenzen Frankreichs vor dem 11. Jahrhundert. Tatsächlich sind uns von den 170 Bauwerken des frühen Mittelalters, deren Pläne und Bibliographie in dem Sammelbande, den ich 1952 anlässlich des IV. Internationalen Kongresses für die Kunst des frühen Mittelalters veröffentlicht habe, verzeichnet sind, 89, d. h. mehr als die Hälfte, ganz oder zum Teil nur durch Grabungen bekannt. Und seit 1952 haben uns die Grabungen am Baptisterium von Valence, an den Kathedralen von Bourges und von Nevers, die am Friedhof von Saint-Paul und an der vermutlichen Moschee von Narbonne, der Grabkrypta von Sainte-Blandine in Bourges, der Kirche von Cheminot, schließlich die von Formigé und Salin in der Basilika von Saint-Denis durchgeführten Grabungen neue Erkenntnisse vermittelt.

Grabungen sind eine Geschichtsquelle. Dafür ein schlagendes Beispiel: Was man früher von der ältesten Geschichte der Bischofskirchen zu wissen glaubte, ist fast völlig durch die Ergebnisse der von Texten und Dokumenten unterstützten Grabungen umgestaltet worden. Diese haben, vor allem in Vienne und Lyon, erwiesen, daß die im 5. Jahrhundert innerhalb der Befestigungsanlagen der civitas erbaute ecclesia ursprünglich nur aus ziemlich kleinen, einen sehr begrenzten Raum einnehmenden Bauwerken zusammengesetzt war. Die große Kirche der civitas war damals die Basilika, die kurz nach der ecclesia außerhalb der Stadtmauern inmitten der Gräberfelder errichtete Grabbasilika, deren wiedergefundene Epitaphien uns so viel über die Glaubensvorstellungen, die Kultur oder auch Unkultur der spätantiken und merowingischen Christen ausgesagt haben. Es muß wiederholt werden, daß diese Zusammenhänge einzig durch Grabungen zutage gebracht worden sind; denn vor kaum mehr als 50 Jahren, als Msg. Duchesne sein Buch über die Ursprünge des christlichen Kultes schrieb, vermutete man sie noch gar nicht. Erst am Anfang des 9. Jahrhunderts kamen Domkirchen, die wirklich ebenso groß waren wie die Grabkirchen, zu der ursprünglichen Gruppe der ecclesia. Mit Hilfe der durch die Grabungen freigelegten Denkmäler stellen wir vom 5. bis zum 12. Jahrhundert ein allmähliches Anwachsen der Dimensionen bei den Sakralbauten fest. Die sehr großen Ausdehnungen einer Reihe von Kirchen oder Basiliken der konstantinischen Zeit werden erst von den mittelalterlichen Kathedralen wiedererreicht. Zwischen diesen beiden Epochen spiegelt die Geschichte der langsamen Entwicklung der Bauwerke die Entwicklung einer Kultur, die nach langem Suchen gegen Anfang des 9. Jahrhunderts eine entscheidende Etappe durchschreitet.

Eine vollkommene Grabung, wie etwa die 1947 an der Grabbasilika von Lyon durchgeführte, ist für die Wissenschaft nützlicher als zehn andere, die ohne Erfahrung und ohne Methode durchgeführt werden (z. B. an der Basilika von S. Pierre in Vienne 1866 und S. Paul in Jouarre 1870).

Die Grabungen ergeben im allgemeinen nur den Grundriß des Bauwerkes. Doch die Stärke der Fundamente, die mehr oder weniger große Mauerdicke, die Abstände der Stützenuntermauerungen ermöglichen es, auch von den wichtigsten Einzelheiten der gesamten Anlage eine Vorstellung zu gewinnen. Wenn man die Höhenausdehnungen eines verschwundenen Bauwerkes nicht genau kennt, ist natürlich jede graphische Rekonstruktion des aufgehenden Baues unmöglich. Das Mißtrauen mancher Historiker den Arbeiten der mittelalterlichen Archäologie gegenüber ist teilweise der Tatsache zuzuschreiben, daß diese noch nicht, wie die klassische Archäologie, auf phantastische Rekonstruktionen zu verzichten gewußt hat.

Grabungen können der Geschichte auch dadurch dienen, daß sie wichtige plastische Fragmente wieder zutage bringen, wie z. B. die Chorschrankenplatten, die 1950 in der Kirche von Cheminot, 20 km südlich von Metz, entdeckt wurden. Diese Platten gleichen denen aus St. Peter auf der Zitadelle in Metz und stammen aus derselben Werkstatt. Da die Villa von Cheminot 783 von der Kaiserin Hildegard der Abtei St. Arnold in Metz geschenkt wurde, ist anzunehmen, daß diese Werkstatt nicht im 7. Jahrhundert, wie man bisher glaubte, sondern am Ende des 8. Jahrhunderts arbeitete. Was die sehr

schönen Reste eines karolingischen Ziboriums aus der Kirche von Glons, 12 km nördlich von Lüttich, betrifft, so wurden sie zwar schon 1901 gefunden, aber erst 1953 von A. Dasnoy publiziert (*Revue belge d'archéologie et d'histoire de l'art*, 1953). Dies mag ein Beispiel sein für die übertriebene Geheimhaltung ihrer Funde, die unsere Vorgänger oftmals unter Beweis gestellt haben.

Wenn man allerdings nur absolut vollständige und vollkommene Grabungen durchführen wollte, würde man Gefahr laufen, gar nichts zu unternehmen. Hier, wie bei anderen Aufgaben, können wir nur nach unsern besten Kräften arbeiten, aber in den Grenzen unseres menschlichen Vermögens. Es gibt aber auch Fälle, in denen wir unsere Neugier und unseren Wissensdrang zügeln müssen, denn die Grabung darf dem Stand unseres Wissens nicht vorgreifen, wenn sie Gefahr läuft, eine archäologische Schicht zu zerstören, deren Aussagen noch nicht erschöpft werden könnten. Die Ausgrabungen an der Kathedrale von Orléans sind hierfür ein ausgezeichnetes Beispiel. Wir wollen schrittweise und nach bewährten Methoden vorgehen, damit man unsere Grabungen nicht anklagen kann, zerstört zu haben, ohne zu verstehen.

ALBERT VERBEEK (Bonn):

„ÜBER FRAGEN DER HISTORISCHEN AUSWERTUNG
VON GRABUNGEN“

Das Verhältnis von Grabungsergebnissen zu geschichtlichen Nachrichten und eingehenderen Schriftzeugnissen wechselt. Bei Unstimmigkeiten hat der handgreifliche Befund den Vorrang. Widersprüche sind in den meisten Fällen jedoch nur scheinbar, bedingt durch falsche Auslegung. Das Beispiel der romanischen Abteikirche St. Truiden (St. Trond) zeigt, wie wenig eine an sich einleuchtende geistreiche Quellendeutung den durch Grabung festgestellten tatsächlichen Verhältnissen zu entsprechen braucht. Zur Vorstellung von verschwundenen Bauten reichen auch ältere Abbildungen meist nicht aus (vgl. die Diskussion um die karolingische Abteikirche Centula). Ist hingegen der Grundriß durch Grabung ermittelt, läßt sich in der Regel auch die Baugestalt erkennen. Der Boden hat die Mauerzüge indes nur selten vollständig bewahrt. Bei Resten oder Spuren ist die Deutung nicht einfach und setzt umfassende baugeschichtliche Kenntnisse voraus. Für eine Bautengrabung ist der Bauforscher nicht zu entbehren, so notwendig es ist, daß sie von einem methodisch geschulten Ausgräber vorgenommen wird. (An verschiedenen Beispielen wird die fördernde oder hemmende Bedeutung von Schriftzeugnissen für die Erkenntnis von Bodenfunden erläutert, u. a. Rommerskirchen und Weeze am Niederrhein).

Bei älteren Grabungen, die sich auf Freilegung von Mauerwerk beschränkten, konnte es dadurch zu folgenschweren Fehldeutungen kommen. Das läßt sich an zwei großen Unternehmungen zeigen, die durch den 1. Weltkrieg unterbrochen, bis heute nicht ausreichend veröffentlicht sind. Sie wurden als Teil des großen Pfalzenwerkes des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft im Bereich der karolingischen Pfalzen Aachen und Ingelheim unternommen. Im Falle Ingelheim fehlt, abgesehen von den Anfängen, der Rechenschaftsbericht mit vollständigen Fundplänen ganz. Statt dessen sind die Ergebnisse ohne wissenschaftliche Begründung in ausführlichen Rekonstruktionen veröffentlicht worden

(Chr. Rauch). Die Folge ist, daß die Meinungen über Zeitstellung und Bestand weit auseinandergehen. Für das Querschiff der karolingischen Pfalzkapelle, das nach dem heutigen Bestand des 12. Jahrhunderts als ungeteiltes „römisches“ gilt, ist eine Unterteilung in drei Zellen wahrscheinlicher. Das sogenannte karolingische Bad wird wegen seiner tieferen Lage wohl zu Unrecht früher als der Hauptkomplex datiert. Die großzügige Gesamtanlage mit den von Säulengängen umgebenen Innenhöfen des riesigen Gevierts trägt ausgesprochen spätantike Züge. Das weite Halbrund an der Ostseite erinnert an das Trajansforum. Für den nördlichen Wohnpalast hat schon Swoboda das Nachwirken des Typus der römischen Portikusvilla nachgewiesen. So konnte Zeller einen antiken Kern der Anlage annehmen, freilich noch weniger begründet, als es die Voraussetzung eines einheitlichen Plans unter Karl dem Großen ist. — Für die Aachener Pfalz ist das umfangreiche Grabungsmaterial größtenteils noch vorhanden, aber kaum veröffentlicht. Der maßgebende Übersichtsplan von Erich Schmidt-Wöpke enthält manche Irrtümer, die vor allem Buchkremer berichtigen konnte, im Schrifttum aber noch weitergeschleppt werden. Die nördliche Annexbasilika ist nicht vorkarolingisch sondern gehört wie die südliche zur karolingischen Planung der Pfalzkapelle; die inneren Rundpfeiler waren aus Formziegeln gemauert, deren erhaltene Proben bemerkenswerte Zeugnisse karolingischer Ziegelherstellung sind. Auch der westlich davon gelegene Anbau des langen Verbindungsgangs zur Pfalz ist karolingisch und enthielt vermutlich ein Treppenhaus. Weitere unrichtige Eintragungen betreffen das Atrium. Im großen Palasbau, dem heutigen Rathaus, sind die Quermauern gotische Einbauten, auch die Nordapsis ist nicht als alter Bestand nachgewiesen. Eine Veröffentlichung der Grabung muß auch heute noch gefordert werden, so schwierig nach 4 Jahrzehnten die Vorbereitung auch ist. Mit der Auswertung ist seit 2 Jahrzehnten Hans Christ beschäftigt.

DISKUSSION

Diskussionsleiter: Jean Hubert (Melun)

Eine Frage Galls gibt Anlaß zu einer kurzen Behandlung der Lagerung älterer und jüngerer Schichten bei Grabungsschnitten, die oft nicht der zeitlichen Abfolge der Schichten entspricht, so daß leicht die jüngeren Schichten unter den älteren liegen können. (*Verbeek, Doppelfeld, Kempf*).

Die Diskussion beschäftigt sich dann mit der praktischen Situation, Organisation und Aufgabe des heutigen Grabungswesens. Ritz gibt einen Überblick über die den ganzen Komplex der Denkmalpflege umfassenden Aufgaben des bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, wobei naturgemäß für einen Sonderzweig, wie das Grabungswesen, die finanziellen und personellen Voraussetzungen äußerst eingeschränkt sind. Für die bevorstehenden bzw. erforderlichen Ausgrabungen von zwei keltischen Städten, sowie von Passau und Regensburg, fehlen Fachleute, so daß das Angebot von Mertens, bei einer dieser Grabungen mitzuwirken, eine große Hilfe darstelle. Eine weitere Schwierigkeit bedeutet in dieser Situation die unbedingt erforderliche Publikation der Grabungsfunde — Fälle wie die Öffnung der Kaisergräber in Speyer, ohne daß ein Bericht angefertigt wurde, sind unverantwortlich — ein Musterbeispiel stellt die unverzüglich erschienene Veröffentlichung des Straubinger Schatzfundes dar. Anschließend geht er auf die

von der TH herangezogenen studentischen Hilfskräfte ein, die jedoch eigentlich erst in Schulgrabungen systematisch ausgebildet werden müßten.

Crema schließt sich an und beklagt, daß auch in Italien noch viele Grabungen unveröffentlicht seien. Man zieht ebenfalls als Hilfskräfte zu den Grabungen auch Studenten von den technischen Hochschulen heran, vor allem für die Dokumentation. Doch ist dieses alles nur ein Behelf, denn nur Experten können richtige und exakte Grabungsaufnahmen liefern. Es ist ein *Corpus di Rilievi Italiani* in Angriff genommen worden, in dem zunächst die bereits vorliegenden Pläne in Kopien erfaßt und anschließend die noch nicht publizierten aufgenommen werden. Es wäre zu begrüßen, wenn ein solches Unternehmen auch von anderen Nationen begonnen würde. *Schmid* erläutert, daß die Schwierigkeiten der Schweizer Denkmalpflege vor allem in der unterschiedlichen Handhabung liegen, die sich durch die Gesetzgebung in den einzelnen für die Denkmalpflege zuständigen Kantonen ergebe, wobei der Bund oft gar keine Möglichkeit habe, einzuschreiten, da er auch nur höchstens 20% der Kosten tragen kann. *Mertens* schildert das in Belgien eingeführte System einer allgemeinen Erfassung der Denkmäler, bei denen Restaurierungen, Grabungen usw. der Kontrolle des Staates unterstehen, in drei Kategorien, je nach ihrer Bedeutung. Das Problem ist allerdings die richtige Klassifizierung, die regional vorgenommen wird und daher oft von der Entscheidung lokaler Stellen abhängt. Für die Grabungen selbst ist der Service des Fouilles zuständig. *Hubert* weist auf die schon in dem Referat von *Bricbet* klargelegte Zentralisation dieser Aufgaben in Frankreich hin, und *Bricbet* wendet sich gegen die bei dem belgischen System der regionalen Klassifizierung der Denkmäler unvermeidbaren Mißverhältnisse innerhalb der verschiedenen Kategorien. Eine solche Klassifizierung müsse von einer zentralen Stelle aus erfolgen. In Frankreich wird sie von der *Commission Supérieure des Monuments Historiques* einheitlich vorgenommen, und es kommt dabei häufig vor, daß ein Bauwerk gerade durch unternommene Grabungen in eine höhere Klasse rückt. Was die Verteilung der Kosten betrifft, so wird diese weitgehend durch die Eigentumsverhältnisse bedingt: bei Staatseigentum (Kathedralen) zahlt der Staat, sonst Staat und Kommunen gemeinsam.

Thümmeler stellt der von *Ritz* geschilderten Situation in Bayern die Lage in Nordrhein-Westfalen gegenüber und kommt zu dem Schluß, daß man innerhalb der Denkmalpflege-Aufgaben im Hinblick auf die Zeitsituation die Akzente etwas verschieben müsse, und zwar gerade zu Gunsten der Grabungen. Die Nachwuchsfrage scheine ihm hierbei schwierig doch nicht unlösbar, auch im Hinblick auf die Heranziehung von Studenten von den technischen Hochschulen. Zu wünschen und zu fordern sei aber vor allem eine zentrale Stelle, über die örtlichen Gegebenheiten hinaus, für Förderung und Koordinierung dieser Forschungen — etwa ähnlich wie es beim Bundesdenkmalamt in Wien der Fall ist. Er verweist auf die Organisation in Holland und das Institut für Denkmalpflege in Berlin, dem die anderen Ämter der Ostzone als Außenstellen angeschlossen sind. *Krämer* erklärt, sich der optimistischeren Beurteilung des Nachwuchsproblems durch *Thümmeler* nicht anschließen zu können und wirft das Problem der Bearbeitung und Unterbringung der Grabungsfunde auf, z. B. was die mittelalterliche Keramik anbetrifft, die überhaupt noch weitgehend unbearbeitet ist. *Thümmeler* und *Ritz* stimmen der Bedeutung einer

sachgemäßen Bearbeitung der Keramik zu; *Verbeek* weist darauf hin, daß im Rheinischen Landesmuseum eine Zentralstelle für Keramik besteht, wo die Funde bearbeitet werden, ehe sie dann in die Heimatmuseen gehen. *Doppelfeld* betont, daß gerade die Grabungen selbst Möglichkeit und Unterlagen für die Bearbeitung der keramischen Funde bieten. Auch *Werner* nimmt zu dem Nachwuchsproblem bei Grabungen Stellung und bedauert einerseits das mangelnde Zusammenarbeiten der verschiedenen Disziplinen: Prähistoriker, Archäologen und Kunsthistoriker, ferner das vor allem auch bei den Studenten der Kunstgeschichte fehlende Interesse an Grabungen. Dagegen wendet sich *Oettinger* mit dem Hinweis, daß doch schließlich für den kunsthistorischen Studenten 95% der für ihn und sein Studium in Betracht kommenden Denkmäler sich über der Erde befinden. Auch sei es die wenig aussichtsreiche Laufbahn, die den Studenten zurückschrecke. *Doppelfeld* betont, daß in Nordrhein-Westfalen der von *Werner* erwähnte Mangel an Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen durchaus nicht vorhanden sei, sondern daß in der Praxis engste Wechselbeziehungen gepflegt würden. *Werner* stimmt zu, daß in den einzelnen Ländern verschiedene Bedingungen vorliegen und fügt hinzu, daß z. B. auch im Gegensatz zu Nordrhein-Westfalen, wo durch die großen Kriegszerstörungen viel mehr Grabungen an mittelalterlichen Bauwerken angefallen sind, in Bayern eine Reihe von vorgeschichtlichen Ausgrabungen vordringlich seien, z. B. gefährdete Hügelgräber usw., so daß man sich Grabungen zu forschersichen Zwecken nicht leisten könne. *Thümmler* wendet ein, daß aber doch auch hier eine Klassifizierung eingehalten werden müsse und daß kunsthistorisch wichtigere Objekte, wie z. B. Grabungen in Würzburg oder St. Emmeram, den Vorrang haben müßten.

Die Diskussion wendet sich anschließend der Frage der grundsätzlichen Bedeutung der staatlichen Kontrolle bei allen Grabungen zu. *Kempf* betont, daß der Standpunkt und die Forderung der Denkmalpflege nach einer staatlichen Überwachung der Grabungen durchaus berechtigt und notwendig sei, daß aber dadurch auf der anderen Seite nicht jede Privatinitiative unterbunden werden dürfe, der ja, wie gerade die von kirchlicher Seite durchgeführten Grabungen in Trier beweisen, oft bedeutende Ergebnisse zu verdanken sind. Auch dürften Aufgaben, die von staatlicher Seite wegen mangelnder Mittel oder fehlender Arbeitskräfte nicht durchgeführt werden könnten, deshalb nicht liegenbleiben. Auch *Fels* betont, daß es unbedingt erforderlich sei, daß von Staatswegen die private Initiative nicht unterbunden werden dürfe, sondern daß sie vielmehr gepflegt und unterstützt werden müsse. Vor allem der Arbeit des Wissenschaftlers sei dabei Rechnung zu tragen, eine Grabung dürfe nicht Architekten überlassen bleiben, sondern es sei unbedingt erforderlich, eine Kommission aus Fachleuten zu bilden. *Brichet* führt die Grabung von Orange als ein Beispiel an, das diese Forderung erfülle. *Werner* führt noch aus, daß man von den staatlichen Organisationen vor allem eins verlangen müsse: die Publikation der Grabungen. Jeder, der eine Grabung beginnt, hat der Öffentlichkeit gegenüber die Verpflichtung, diese Grabung auch zu publizieren — und auch für die staatlichen Stellen muß diese Forderung aufrechterhalten bleiben.

Von dieser Forderung nach Publikation ausgehend, fragt *Kempf* nach den Erfahrungen

der einzelnen Ausgräber in der Art der Aufnahme, im Hinblick auf Papier und Maßstäbe. Er gibt eine genaue Darstellung des Arbeitsvorganges der Bestandsaufnahme, wie sie in Trier geübt wird, wobei Zeichnung und Beschreibung gleichermaßen herangezogen werden. Die Originale der Zeichnungen werden sogleich ins Archiv übernommen, und man arbeitet mit Lichtpausen weiter. Es werden verschiedene Meinungen darüber geäußert, für (*Doppelfeld*) und gegen (*Kempf*) die Verwendung von mm-Papier, über die verschiedenen zu wählenden Maßstäbe und Wiedergabeverfahren beim Druck. *Birchler* teilt mit, daß in der Schweiz keine Lichtpausen geduldet werden.

BESICHTIGUNG DER VORROMANISCHEN KARTEI

Im Anschluß an die Besichtigung der Kartei unter der Führung von *Kubach* bitten *Hubert* und *Heydenreich* die Anwesenden um Rat und Kritik, vor allem im Hinblick auf die praktische Benutzbarkeit der Anlage. *Böckelmann* regt an, daß von Zeit zu Zeit an die einzelnen Bearbeiter herangetreten würde, um sie zur Mitteilung und Überlassung neuer Materialien zu veranlassen. *Kempf* schlägt vor, auf den Karten eigene Sparten freizulassen, in die dann die jeweiligen Bearbeiter oder andere Benutzer bei gelegentlichen Besuchen ihre Bemerkungen eintragen können. *Hubert* geht auf die Frage der Nutzbarmachung des Mikrofils für solche Karteien ein, die eine wesentliche Verbilligung darstelle. *Fels* schlägt vor, ob man die Karteien von Paris und München nicht in Abschriften austauschen könne, wozu *Hubert* und *Heydenreich* erklären, daß dies zwar erstrebt und auch geplant, aber leider sehr kostspielig sei. *Brichet* betont, wie wichtig es auch bei Aufgaben wie dieser ist, möglichst breite Kreise zur Mitteilung von Angaben heranzuziehen, wie es in Frankreich z. B. mit den *Délégués au recensement* geschieht, die regelmäßig Berichte einsenden, die dann an einer zentralen Stelle ausgewertet werden.

ABSCHLUSS

Abschließend ergreift *Dyggve* das Wort und betont vor allem die ungewöhnliche Einigkeit und Bereitschaft zur Zusammenarbeit, die sich während des Kongresses gezeigt habe. Bei allen Betrachtungen und Darstellungen der gegenwärtigen Grabungsmethoden hat die Technik, das Naturwissenschaftliche der heutigen und kommenden Methoden mit Recht eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Doch eines darf nicht vergessen werden: das Wesentliche bei einer Grabung ist nicht die technische Perfektion sondern das wiedererstandene, wiedergewonnene Geistige, das seinen Stempel gleichsam im Abdruck hinterlassen hat. Das von *Hubert* gebrauchte Wort, daß der Grabungsbefund ein Dokument darstellt, trifft den entscheidenden Punkt. Er ist eine Quelle, und gerade der Ausgräber ist in der Lage, als erster diese wunderbaren, neu aus der Erde kommenden Quellen betrachten und benutzen zu können.

Was ist denn eigentlich ein Archäologe? Archäologe ist der, der ein solches Dokument aus der Erde hebt und es vor den Forscher hinstellt. Und wenn er selbst dieser Forscher ist — und er sollte es sein —, so ist das für die Erkenntnis des Objektes von größtem Wert. Richtig verstanden wird der Archäologe durch diese Tätigkeit ein aktiver Mitarbeiter an einem großen Ziel: ein stets deutlicheres und belehrenderes Bild der menschlichen Entwicklungsgeschichte erstehen zu lassen zu Gunsten des gegenseitigen Verständnisses zwischen den Menschen.